Der Brenner

HERAUSGEBER LUDWIG VON FICKER

Sechste Folge

Heft 1–10

Oktober 1919–Juni 1921

BRENNER VERLAG, INNSBRUCK

Autorisierter Nachdruck

KRAUS REPRINT

A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED

Nendeln/Liechtenstein

1969

Printed in Germany

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 1*

Ludwig Ficker: Vorwort zum Wiederbeginn

Der Sonnengesang des hl. Franziskus

Carl Dallago: Weltkrieg und Zivilisation

Anton Santer: Stationen (Türkei 1918)

Ferdinand Ebner: Fragment über Weininger

Sören Kierkegaard: Eine Möglichkeit

Lorenz Luguber: Rückblick auf Galizien

Erik Peterson: Der Himmel des Garnisonspfarrers

Kanso Utschimura: Wahre und falsche Propheten

Theodor Haecker: Ausblick in die Zeit

* *OKTOBER 1919* *

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

erscheint in zwanglosen Folgen zu 10 Heften, jedes Heft im Umfang von ca. 80 Seiten. Die Hefte folgen einander in einem Abstand von ungefähr 1½ bis 2 Monaten. Die ganze Folge von 10 Heften kostet bei Vorausbestellung K 40.— (Mk. 30.—), die halbe Folge von 5 Heften K 22.— (Mk. 16.—). Preis des Einzelheftes K 5.— (Mk. 3.50). / Die Preise verstehen sich ohne jeweiligen Teuerungsaufschlag. / Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Brenner-Verlag, Innsbruck.

SCHRIFTLEITUNG: INNSBRUCK-MÜHLAU 102

Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung unverlangter Rezensionsexemplare verbeten, da für deren Besprechung keine Gewähr übernommen wird. / Alle Rechte vorbehalten.

HELLERAUER VERLAG / JAKOB HEGNER

SÖREN KIERKEGAARD / DER BEGRIFF DES AUSERWÄHLTEN

Preis Mk. 7.— geheftet, Mk. 10.— in Halbleder.

Übersetzung und Nachwort von Theodor Haecker. Aus dem Nachlaß veröffentlicht, dänisch 1916 erschienen.

Daraus einzeln:

TH. HAECKER / EIN NACHWORT

Preis Mk. 2.— geheftet, Mk. 4.— gebunden.

Vom strengen Christentum Kierkegaards befeuert, die zornbebende Streitschrift gegen das Europa, das nun zusammenbricht. Zugleich ein Buch, geeignet, Aufruhr zu stiften und Umsturz: Aufruhr des Gewissens, Umsturz der Gesinnung.

GARTENSTADT HELLERAU BEI DRESDEN

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

Sechste Folge
Erster Halbband

Oktober 1919 bis Juni 1920

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

INHALT

		Seite
Der Sonnengesang des hl. Franziskus *(Franz Brentano)*		5
Das 18. Kapitel der Offenbarung Johannis *(Luther)*		321
Carl Dallago:	Der große Unwissende, II. Teil:	
	Weltkrieg und Zivilisation	7
	Die Geburt des Religiösen	81
	Religion und Kirchentum	89
	Eröffnungen	178
	Wider Hanswurst	299
	Das Christliche und das Soziale	372
F. M. Dostojewski:	Über persönliche Vervollkommnung im religiösen Geiste	122
Ferdinand Ebner:	Fragment über Weininger	28
	Kultur und Christentum	141
	Das Kreuz und die Glaubensforderung	200
	Das Wort und die geistigen Realitäten	241
	Wort und Menschwerdung	324
Ludwig Ficker:	Vorwort zum Wiederbeginn	1
	Notiz (Vorlesung Karl Kraus)	238
	Nachtrag (Karl Kraus)	315
Theodor Haecker:	Ausblick in die Zeit	72
	Versailles	161
	Einfälle und Ausfälle	230
	Wandel der Tragik	272
	Übersicht	341
Friedrich Hölderlin:	Patmos	252
Sören Kierkegaard:	Eine Möglichkeit	47
	Die Sünderin	133
	Tagebücher	225, 259, 336
Lorenz Luguber:	Rückblick auf Galizien	60
Erik Peterson:	Der Himmel des Garnisonspfarrers	62
Anton Santer:	Stationen (Türkei 1918)	18, 96
	Bruchstücke I (Ankündigung für einen Autor ohne Werke / Vorworte / Vor einer Madonna mit dem Kinde)	107
	Bruchstücke II (Aus Briefen eines Zweiflers an schönen Künsten)	215
	Zu Bildern des Malers E. L.	173
	Stoische Episode I: Wien	285
	Stoische Episode II: Das Bergland	362
Kanso Utschimura:	Wahre und falsche Propheten	65

LUDWIG FICKER:
VORWORT ZUM WIEDERBEGINN

„Einfältig ist, was wir zu sagen haben.
Vielfältig ist, was ohne uns geschieht.
Und unsre Sache ist's, den Sprung zu wagen,
Den niemand sieht."

A. Santer.

Als im Frühjahr 1915 der Brenner auf Kriegsdauer sein Erscheinen eingestellt hatte, da war es ungewiß, ob er jemals würde wieder erscheinen können. Erstes und schmerzlichstes Opfer des Krieges: *Georg Trakl*, der Dichter, war tot, die übrige Schar mitwirkender Gefährten durch Einberufungen „gelichtet" und mancher von ihnen, dessen innerlichsten Anspruch auf künftige Bedeutung der Brenner in ein helles Licht gesetzt hatte, ins äußerste Dunkel dieses außenweltlichen Verhängnisses gestellt. Wie hätten wir, je weiter und unabsehbarer das Unheil seinen Lauf nahm, je unnachsichtiger es das Los der Draußenstehenden ins Ungewisse mitriß, nicht besorgen sollen, ob mit jenem Jahrbuch 1915, das des verewigten Freundes „Offenbarung und Untergang" und das Vermächtnis seiner letzten Visionen barg, der Brenner nicht am Ende von sich selber Abschied genommen habe. Sind doch fernerhin nicht weniger als sieben (wenn auch meist nur gelegentliche) Mitarbeiter: *Hans Bachgarten, Karl Berger, Viktor Bitterlich, Hermann Koch, Isidor Quartner, Ludwig Seifert und Robert Zellermayer* im Krieg gefallen, gestorben, verschollen. Ihrer, die zumeist den schwierigen Anfängen des Brenner angehören, sowie auch manches wertvollen Getreuen aus der Leserschaft, den uns der Krieg entriß, sei hier in tiefster Dankbarkeit und umso inniger gedacht, als durch die Wiederkehr der Wenigen, die als die Träger unserer Bewegung auch fürder in Betracht kommen, der Fortbestand der Zeitschrift nun doch gesichert erscheint.

*

Als ein abschließendes Dokument seiner Entwicklung, das kaum mehr eine Spur des Beiläufigen aufwies, enthielt das Jahrbuch

des Brenner zugleich die volle Andeutung seiner künftigen (der einzig möglichen, somit notwendigen) inneren Gestalt. Denn nicht von ungefähr war es erfüllt vom Widerschein der beiden großen Geistesrichtungen, die nur im tiefsten und bedeutungsvollsten Sinne eines Zufalls — im Sinne einer Fügung — die Schicksalspole unserer geistigen Bewegung werden konnten: der hohen Weisheit Chinas, die aus des *Laotse* Entrücktheit durch zweieinhalb Jahrtausende zu uns herüberschimmert, und der leidenschaftlichen Denk- und Glaubensinbrunst *Sören Kierkegaards*, die unheimlich unverrückt, ein endlos flammendes Gewitter, den stürzenden Horizont des Abendlandes überragt. Im Bannkreis dieser beiden Geistausstrahlungen, die dort, wo sie sich scheinbar durchkreuzen, die Tiefe ihres göttlichen Ursprungs oft am seltsamsten erhellen, im Brennpunkt ihrer gegenseitigen Durchleuchtung hat vielleicht eine Entscheidung zu fallen, die für die geistige Orientierung dieser Zeit, soweit sie ihrer religiösen Bestimmung habhaft werden will, von größter Wichtigkeit ist. Denn daß die christliche Welt, die diesen Weltkrieg auf dem Gewissen hat: die christlich-jüdische Welt, ins letzte Stadium ihrer irdischen Vermessenheit getreten ist, das haben nicht erst heute Menschen unter uns, das hat — außer Kierkegaard — vor nahezu vierzig Jahren auch schon Dostojewski in einer erschütternden Voraussicht der heutigen Ereignisse aufs deutlichste erkannt. Und wenn — den Spuren dieser sehenden Geister, den großen Dichtern und Künstlern folgend, die (nach einem Ausspruch Theodor Haeckers) die Apologeten unserer Zeit sind und nicht Gelehrte und weltfremde Theologieprofessoren — der Brenner nun das Christentum in den Mittelpunkt seiner Betrachtung rückt, so soll es mit jenem letzten Ernst zur Verantwortung vor einem höchsten Richter geschehen, der seinen führenden Männern entspricht und jede, auch die tiefste Gegensätzlichkeit, die in den Divergenzen ihrer geistigen Anschlußrichtungen zutage treten mag, in ihrer fraglosen Berufenheit zur Aussage, in der Rückhaltlosigkeit ihres Bekenntnisses und in der Lauterkeit ihrer Gesinnung bedingterweise ausgleicht und versöhnt.

*

Zurückgezogen also auf die Wahrnehmung der Wenigen, die — unabhängig von einander — das Schicksal des Brenner als das einer Bekenntnisschrift von Grund auf gestalten, indem sie nirgends sonst zum Wort sich melden als eben hier, und somit ganz nur aus der festumrissenen Begrenztheit seiner Innenweltlichkeit heraus will der Brenner das Beispiel einer geistigen Erhebung bieten, die nach wie vor nichts anderes bezweckt als den Ausdruck der Bewegtheit im großen Unbewegten, das uns umgibt, den Anschluß an ein Urheimatliches, das der Welt verloren ging, eindeutig gegen alle Zweideutigkeiten einer aus den Fugen ihrer Selbstherrlichkeit geratenen Außenwelt zu verteidigen und zu vertiefen.

Da aber Weltgeschichte letzten Endes nichts anderes bedeutet als das ewige Nachsehen, das eine verblendete Menschheit der Vorsehung gegenüber hat, und diese Zeit (in welche Ewigkeit, o Grau'n!, schwindet s i e hin?) sich in dem Werk des Karl Kraus bereits ihr unvergängliches Grabdenkmal gesetzt hat, so kann der Brenner über alle zeitläufigen Bestrebungen hinweg Aktualität und Wirkung in die Zukunft nur im Zusammenhang mit jener tieferen Voraussicht gewinnen, die Theodor Haecker zu einer Zeit, da dieser Krieg noch unentschieden war, in seinem „Nachwort" zu Kierkegaards „Begriff des Auserwählten" angedeutet und deren Schwierigkeiten und Verheißungen er in den Worten ausgesprochen hat:

„E s g e h t u m e i n e n e u e G e s i n n u n g. E u r o p a i s t g e k l e i d e t i n b l u t b e f l e c k t e L u m p e n; e s w i r d d i e I r o n i e d e s e v a n g e l i s c h e n W o r t e s j e d e n t r e f f e n, d e r a u f d a s a l t e s c h m u t z i g e K l e i d n u r n e u e L a p p e n f l i c k e n w i l l. I n d e m l a n g e n K a m p f z w i s c h e n S t a a t u n d K i r c h e h a t, w a h r l i c h n i c h t o h n e S c h u l d e i n e r w e l t g e i l e n K i r c h e, e n d g i l t i g d e r S t a a t g e s i e g t, d e r e i n M ö r d e r i s t, a b e r f r e i l i c h s e i n e S c h u l d d u r c h S e l b s t m o r d s ü h n e n w i r d. D e r U m s t u r z d e r G e w a l t e n u n d S i t t e n, v o n d e m d i e n ä c h s t e n G e n e r a t i o n e n E u r o p a s l e b e n u n d i n K r ä m p f e n d e s H a s s e s u n d d e s Z o r n e s u n d d e s N e i d e s b e b e n

werden, ist nur zu verhindern durch den Umsturz der Gesinnung. Dann könnte vieles bleiben, weil alles neu würde. Aber wer braucht nicht zu fürchten, daß sie einzig uns erhalten bleibt, daß dieser Konservativismus der teuflischen Mächte über Länder und Meere alle „Feinde" einen wird, um zu verhindern, daß in ihm der einzige wahre Feind erkannt werde?! Einige aber wird es wieder geben, die das Reich Gottes mit Gewalt an sich reißen werden, und da diese Gewalt alle Gewalt der Zeit und der Welt verachtet und bricht und überwindet, so ist ihnen der Erfolg im Ewigen so verheißen wie gewiß".

So ist denn die Bestimmung des Brenner im letzten: Wegbereiter zu sein, der Erkenntnis der Kommenden, der Tieferberufenen, Herz und Verstand der Gegenwart zu weiten, und dieser selbst vorläufig im wahrsten Sinn des Wortes heimzuleuchten aus dem ungeheuerlichen Angst-Dickicht, in dem sich der Geist der Zeit verfangen hat und darin er sich vom Auge des Ewigen, das er zu blenden wähnte, nun wie von etwas Furchtbarem fixiert fühlt. Dieser Andeutung einer Charakterzeitschrift, die sich keinem Vorbehalt von Seite der Welt, und sei er noch so hartnäckig, doch umso stürmischer dem Gebot des Augenblicks, der jeweils ihre geistige Sendung erhellt, in Demut unterwirft, nach Möglichkeit gerecht zu werden, scheint uns eines wohlbedachten Wagnisses der Begeisterung wert. Mag auch die Aussicht davon sich vorerst in die lichte Vorbedeutung eines Dunkels verlieren, aus dessen Tiefe jenes unverlorene Bild aufsteigt, mit dem einst Georg Trakl seine Vision „An die Verstummten" beschlossen hat:

„Aber stille blutet in dunkler Höhle stummere Menschheit,
Fügt aus harten Metallen das erlösende Haupt."

DER SONNENGESANG DES HEILIGEN FRANZISKUS

(In freier Uebertragung des Franz Brentano)

O Gott, ich preise Dich in Dir und in allen Deinen Werken, und insbesondere wegen meiner Schwester der königlichen Sonne; denn sie ist schön und strahlend und gibt Morgenrot und Mittagshelle und die glühen Farben des Abends. Und die Blüte des Lenzes gibt sie und des Sommers goldne Aehre und die labende Traube des Herbstes. Und kein anderes Geschöpf zeigt so wie sie im Bilde das Walten Deiner Herrlichkeit.

O Gott, ich preise Dich in Dir und in allen Deinen Werken, und insbesondere wegen meiner Brüder. des Mondes und der Sterne; denn sie verklären die Nacht und Friede trinkt die Seele, wenn sie zu ihnen aufblickt; denn sie schauet das Bild der Ewigkeit inmitten der wandelnden Zeit.

O Gott, ich preise Dich in Dir und in allen Deinen Werken, und insbesondere wegen meiner Schwester der Luft, die mit ihrem sanften Auge auf mich niederblickt und mich lind umkost und mich tränkt mit dem Odem des Lebens. Und die Wolken trägt sie hin über die Lande, Segen träufelnd der dürstenden Erde.

O Gott, ich preise Dich in Dir und in allen Deinen Werken, und insbesondere wegen meines Bruders, des Feuers; denn schön ist er und stark, also, daß er die Kraft des Erzes bändigt und mild und demütig naht er mir und bereitet mir die Speise, erwärmt mir die winterliche Kammer und verscheucht ihr Düster mit seinem freudigen Glanze.

O Gott, ich preise Dich in Dir und in allen Deinen Werken, und insbesondere wegen meiner Schwester, des Wassers, denn keusch ist sie und aufrichtigen Herzens und alles Schöne nimmt sie freudig darin auf und verklärt es neu in dem rhythmischen Spiele ihrer Wellen. Und dem Wanderer labt sie die vertrocknete Zunge und kühlt ihm die brennenden Glieder in ihren Fluten.

O Gott, ich preise Dich in Dir und in allen Deinen Werken, und insbesondere in meiner Schwester und Mutter, der Erde, der schön gegürteten; denn die Gräser läßt sie sprießen und die Kräuter allzumal und die Sträucher und die ragenden Bäume und die Tiere, von den unsichtbar kleinen bis zu den Riesenungetümen des Meeres. Und auch meinen Leib hat sie gebildet wundersam, ihn, der wehrlos scheint; doch in der Hand besitzt er das Werkzeug vor allen Werkzeugen und mit der Zunge schnellt er das Wort in des anderen Brust, so daß e i n Gedanke mich und ihn vereinigt und e i n Werk unserer beiden Kraft entspringt.

O Gott, ich preise Dich in Dir und in allen Deinen Werken, und insbesondere wegen meiner Brüder, der Weisen und Heiligen, ihrer, die lieben auch jene, die sie hassen, segnen auch die, welche ihnen fluchen, und Dich mit hohem Sinne dankbar verehren, auch dann, wenn Deine Hand schwer auf ihnen ruht!

O Gott, ich preise Dich in Dir und in allen Deinen Werken, und insbesondere wegen meiner Brüder, der Schmerzen und des Todes; denn die Trauer wird in Freude verwandelt werden und der Tod erschließt uns die Pforte des besseren Lebens.

Selig, die im Herrn sterben, denn sie werden den zweiten Tod nicht schauen.

CARL DALLAGO:
WELTKRIEG UND ZIVILISATION

Siehe, wie starrt die Schönheit der Erde mich wehe an! War ich abwesend im Traume? Wo waren meine Wünsche, meine Hoffnungen. meine Begierden? Spähte ich nicht nach sanften Gewalten aus, die mich fortführen sollten, hinaus in ein Land lichter Freiheit? War ich abseits allem Geschehen dieser Welt mit meiner ganzen Sehnsucht, und konnte doch nicht fort, da ich mich eingekerkert fühlte in die Tätigkeiten einer Menge, die von eitlem Wahn gelenkt und zusammengehalten, durch Gewalt willfährig gemacht wird? Wo war ich? Wie kam das? Diese Kettenlast noch im Traume die alle meine Schritte einengt und mich abhält, zu mir zu kommen. Dieses Verhängnis einer Willkür, die mir oft wüste Kameradschaft aufdrängt und mir noch in meinem vorgerückten Alter alles Tun und Lassen vorschreiben will!

Was ist das, dieses Netz von Gewaltsamkeiten, das heute über die ganze Welt hin ausgespannt ist? In dessen Maschen der Einzelne wie die Menge sich verfängt und zugrunde geht? Dieses gewalttätige Ordnen, das sich durch Länder und Reiche verzweigt und um alles Leben seine Fesseln legt, in solcher Weise der Ordnung der Natur wie blind entgegenwirkend! Das den Einzelnen wie die Menge ohne Richterspruch und Erwägung zur Zwangsarbeit verurteilt. Das keinen auf seinem natürlichen Platz läßt und für jeden erst einen Platz schafft ohne danach zu fragen, ob der, dem es den Platz zuweist, auch die Fähigkeit hat, ihn auszufüllen. Das den Gottesbegriff aufhob und statt seiner das Wort Befehl setzte, das nicht zu Anfang war als Gott war (und niemals ist noch sein wird, wo Gott ist), dies Machtwort eines Menschlichen, das allen Sinn für geistige Gewalt aus sich verloren hat. Was Wunder, daß solch ein Menschliches allmählich in ein Fahrwasser hinein trieb, darin es einer Lenkung nicht mehr fähig ist, so daß es nun nur noch befiehlt, weil es sich das Befehlen angewöhnt hat; befiehlt, ohne zu bedenken, daß anderen befehlen vor allem die Verpflichtung in sich begreift, das Tun dieser anderen auch völlig zu verantworten.

Was ist das, dieses Fehlgreifen in Allem? Dieses Abkommen von aller natürlichen Ordnung? Das Unwesentliche hat das Wort, und das Wesentliche ist dabei immer stiller geworden, bis es sich lautlos gleichsam in sich selbst zurückgezogen hat und nicht mehr aufzufinden ist.

Was ich um mich höre, in seiner Wirkung fühle, ist nur noch dieses Wort Befehl, das nachgerade zum einzigen Machtwort geworden ist in der verstörten Welt. Wie es Menschen und Dinge nun in seinem Bann hält! Wie es seine Macht zeigt in der Verödung der Weiten, in der Brachlegung der Fluren, in der Zerstörung von Wohnstätten, im Entstehen von Verhauen und Stacheldrahtfeldern, von Kavernen und Schützengräben, im Anwachsen frischer Gräberreihen! Wie es zugleich — in dem Maße, als es sein Machtbedürfnis übertreibt — immer kreischender wird aus Tonnot, immer vielspältiger aus Mangel an Einsicht, immer hohler und hinfälliger aus innerer Leere! Und wie diese Leere überall sich ausbreitet, wie sie schon grauenhaft gefühlt wird, so daß an Abhilfe gedacht werden muß! Doch siehe, wie es sich da schon wieder aufgerafft hat, dieses entsetzliche Machtwort des Befehls, um nun auch die Religion sich und seinen weltlichen Plänen dienstbar zu machen! Wie es, selber haltlos, dieser aufzuhelfen und sie zu stützen trachtet mit dem ganzen Aufgebot der ihm zur Verfügung stehenden Gewaltmittel! Doch kommt dabei nur das Kommandoregister zur Bereicherung, die Religion hingegen noch mehr zu Verweltlichung, der Gottesbegriff zu völliger Entgeistigung. Und eine Entgottung beginnt umzugehen in der Welt, ungeheuerlich grotesk in ihren Anordnungen, die im Gewande sittlich-religiöser Forderungen auftreten und sich nicht scheuen, auch noch auf Gott hinzuweisen, dessen Beistand anzurufen diese Welt freilich als Letztes nötig haben mag, um ihre Abkehr von Gott als dem Geiste gründlich durchführen zu können.

*

Meine Wahrnehmung geht weiter wie suchend nach einem Ausgang aus dem Labyrinth der Geschehnisse, das eine gewalttätige Umwelt um mich aufgerichtet hat. Dieses fruchtlose Suchen schlägt sich so schwer auf mein Gefühl, daß es völlig von ihm

darniedergebeugt wird. Immer mehr beginne ich diese Welt als eine ungeheure Faust zu empfinden, die sich drohend auf das Auge des Geistes legt. Doch am seltsamsten erscheint mir, daß im Umkreis dieser Verblendung auch die Vertreter der Religion, die doch als Diener Gottes die Verkünder eines Geistigen sein sollten, nur mehr als Vorspann für die Beförderung weltlicher Angelegenheiten Verwendung finden. Und ich muß staunen darüber, wie willfährig dieser geistliche Vorspann den Angelegenheiten der Welt entgegenkommt, ja wie gut er sich abfindet mit Rang und Auszeichnungen, die ihm in einer geistig derart unhaltbaren Situation von Seite der Welt zuteil werden. Diese Wahrnehmung greift weiter, bis ich Wahrnehmender in meiner Vereinsamung ganz auf mein Gefühl gestellt, das äußerst angespannt aufnimmt, endlich aufatmend, als sollte ein Gebeugtwerden seinen Abschluß finden, noch erkenne: daß der geistliche Vorspann vom weltlichen Karren nicht mehr zu unterscheiden ist, und nun auch die Annahme von mir weise, als sei in solchem Vorspann je eine geistige Kraft lebendig gewesen, die erst später durch weltlichen Einfluß erloschen ist.

Eine Niedergeschlagenheit hat sich meiner bemächtigt, die nicht mehr weiter kann. Das äußerliche Geschehen belastet, einem Alp gleich, allzu andauernd mein Empfinden. Eine Stimmung ist in mir grenzenloser Vereinsamung. Aber wie seltsam: diese Vereinsamung arbeitet der Niedergeschlagenheit entgegen, je mehr sie sich ihrer selbst bewußt wird. Schon erbringt sie eine Klärung dem Gefühl, das erkennt: Vereinsamung ist der beste Wegweiser zu innerer Festigung. Der Mensch wird durch sie auf sich selbst gestellt, auf das Bewußtsein seiner Herkunft aus dem undurchdringlichen Dunkel, das ihm immer mehr zu einem Licht auf seinem Wege wird. Es geschieht ihm schließlich wie einem Schiff, das von Sturm umtobt, plötzlich sicheren Grund findet und Anker wirft. Wie nun der Anker zur Tiefe fährt und sich eingräbt in den sichernden Grund — dieser Anker des Gefühls, von der Vereinsamung ausgeworfen! Und wie der Ankerhaken in der Folge sich gleichsam immer mehr verzweigt, um nimmermehr einen Grund loszulassen, der dem Ankernden einzig Halt und Sicherung gewährt in diesem auf-

gewühlten Meer von Leidenschaften einer blind wütenden Welt! ... Je mehr ich mich solcher Stimmung und ihren Vorstellungen überlasse, umsomehr schaue ich die Menschheit als Welt von allem Gedeihlichen abgekommen. Immer ungeheuerlicher und unverständlicher in seinem Tun und Wollen steigt der Weltkrieg vor mir empor. Immer weher und gefurchter zeigt sich mir dabei das Antlitz unserer schönen Erde. Und ich frage mich immer besorgter, wieso es mit den Menschen so weit kommen konnte, daß sie nicht mehr davor zurückschrecken, ihr kurzes Dasein auf dieser Erde, die doch für alle überreichlich Raum hat, damit auszufüllen, daß sie sich gegenseitig zerfleischen und vernichten.

Not ist nicht der Beweggrund; sie schlösse das Gewaltsystem aus, mit dem man zum Kriege anhält. Auch Tatendrang ist nicht der Beweggrund; er schlösse die Stumpfheit und Unlust aus, die doch den Großteil der Kämpfenden beherrschen. So sehr ich danach ausschaue, ich finde keinen Beweggrund für dieses Morden, der eine einigermaßen elementare Berechtigung aufwiese. Was da täglich die Presse, das größte Zeitübel, von allen Seiten den Geist betäubend vorbringt mit Schlagworten wie „für die Nation", „für Freiheit", „für Gerechtigkeit", „für Kultur und Zivilisation" läßt genugsam erkennen, daß die Nationen verführt und verdorben sind, die Freiheit völlig verkannt wird, Unrecht durch Gewalt zu Recht erhoben und unsere so gepriesene Kultur nur ein Abkommen von der Natur ist, das uns nun den Errungenschaften der Zivilisation mit allen ihren Schrecknissen ausliefert. Jedenfalls wäre eine Welt außerhalb der Zivilisation — eine Welt von Naturvölkern — niemals fähig zu einer derartigen Selbstverwüstung und Vernichtung.

*

Mein Verweilen bei der Zivilisation erschließt mir indessen eine Wahrnehmung, in deren Bann sich der Beweggrund für das furchtbare Kriegstreiben mit dem Begriff Zivilisation höchst bedenklich zu verbinden beginnt. Hat doch dieser Weltkrieg die zivilisierte Welt mit ihren Errungenschaften als Voraussetzung nötig. Auch läßt sich nicht bestreiten, daß die Zivilisation an sich in der Welt ständig im Fortschreiten begriffen war, wäh-

rend zugleich mit diesem Fortschritt die Vorbedingungen für den Weltkrieg immer mehr geschaffen wurden. Entweder also lag der Kriegserreger bereits im Wesen der Zivilisation, oder es mußte etwas, das den Krieg vorbereitete, wenn auch insgeheim, mit ihr gegangen sein; denn sicher ist: was geerntet wird, muß vorher gesät sein. Und fest steht: was unsere zivilisierte Welt geerntet hat ist der Weltkrieg.

Diese zivilisierte Welt aber ist aus der Zivilisation hervorgegangen. Es entsteht nun die Frage: ob in der Zivilisation als solcher bereits die Aussaat gelegen war, die eine Welt, welche aus jener hervorgegangen ist, den Weltkrieg ernten ließ. Im Zusammenhange mit dieser Erwägung ergäbe sich wohl auch, was eigentlich Zivilisation ist.

Je mehr ich den Begriff Zivilisation, wie er auf uns überkommen ist, in mich aufzunehmen trachte, umsomehr setzt sich dagegen etwas in mir zur Wehr wie gegen eine Bedrohung durch Trug und Lüge. Oder sollte es nicht zumindest Selbstbetrug sein, wenn die Zivilisation vorgibt, erst sie trage Gesittung und Ordnung in die Menschen hinein? In Wahrheit ist ihr Tun ein gewaltsamer Eingriff in die Ordnung der Natur und als solcher schon verwerflich. Sie hat hochmütige Verblendung dem Begriff Natur gegenüber zur Voraussetzung und sie erhält ihre Speisung von Gewinngier und Berechnung. Trug und Lüge sind dabei unentbehrlich. Ist es doch so, daß die Träger der Zivilisation zu sogenannten wilden Völkerschaften kommen, nicht um ihnen aufzuhelfen, sondern um von ihnen Gewinn zu ziehen und sie sich untertan zu machen.. Der Weltkrieg hat es wiederum bewiesen, beweist es Tag für Tag; er hat aufgedeckt, wo Wildheit im häßlichsten Sinne ist, wo sie die verheerendsten Formen angenommen hat, wo sie im großen auftritt und ihr unmenschlichstes Gesicht zeigt. Auf Seite der Zivilisation ist diese Wildheit; die Träger der Zivilisation sind die schlimmsten Wilden, als Vertreter und Nutznießer einer Welt, die schlimmster Gewinngier und Berechnung erlegen ist.

Wie friedlich und licht nimmt sich dagegen der sogenannte Wilde aus, der vielleicht zur Sonne betet, manches Tier verehrungswürdig findet, seine Einfalt bewahrt und aus seiner

Natur heraus noch Anhänglichkeit und Treue in Fülle zu offenbaren imstande ist. Wohl mag es sein, daß in solcher Umgebung das Große selten oder auch gar nicht dazu kommt, sich im besonderen zu äußern, weil eben alles schon groß ist, was sich da äußert, als harmonisch der Natur eingefügt.

Sicher ist auch, daß auf Seite der Zivilisation das Sichäußern eines Großen immer ein Gegnerisches darstellt. Ja, es zeigt sich zumeist, daß, was sich da an Großem äußert, umsomehr von Belang ist, je mehr es der Zivilisation ferngerückt ist. Wenn Gelehrte es mitunter anders lehren, so mag dies in vielen Fällen aus ihrer menschlichen Beschaffenheit zu erklären sein, die eben nur zu oft noch von der Art der Zivilisation ist. Tatsächlich hat die zivilisierte Welt kein Volk aufzuweisen, bei dem das Große wie der Große nicht ausgesetzt und vereinsamt wären, bei dem sie nicht die Gegnerschaft der dominierenden Gewalten hervorriefen, und zwar umsomehr, je mehr ein Großes wahrhaft groß ist, und anderseits, je mehr in dem betreffenden Volke die Zivilisation überhand genommen und sich die Ueberzeugung festgesetzt hat, daß mit den Errungenschaften der Zivilisation auch schon alles erreicht sei. Die äußerste Veräußerlichung des Menschen käme darin zum Ausdruck, und solchermaßen — auch rein geistig gewertet — dessen denkbar größte Entartung.

*

Die Betrachtung ergibt, daß Zivilisation veräußerlicht. Mit der Ausbreitung der Zivilisation breitet sich die Veräußerlichung des Menschen gleichsam nach innen aus. Dies muß notwendigerweise zu einer völlig veräußerlichten Anschauung führen. Und auf dem Grunde dieser völlig veräußerlichten Anschauung ersteht erst die zivilisierte Welt. Da ist es kein Wunder mehr, wenn in einer solchen Welt alles auseinanderfällt, indem alles aneinandergerät, weil eben alles nur mehr an der Oberfläche zuhause ist. Das Unbegrenzte ist abhanden gekommen, so trachtet jeder nach Grenzerweiterung, um möglichst viel Platz für sich zu erringen. Es ist der große innere Verlust, und dieser erst bewirkt es, daß der Erdenraum den Menschen zu klein wird.

Das mag so gekommen sein: Mit dem Erreichen von rein

äußerlichen Errungenschaften glaubte man, wie angedeutet, auch schon alles erreicht zu haben. Und: „Wie wir es so herrlich weit gebracht!" stand bald am Glaubenshorizont der ganzen zivilisierten Welt. Zunächst eben als Ausdruck einer maßlosen Ueberschätzung jener rein äußerlichen Errungenschaften, die für die Menschheit im besten Fall nur eine Bereicherung ihrer Einrichtungen bedeuten können. Dann aber wohl auch als Ausgeburt des allgemein verbreiteten Wahnes einer beständigen Aufwärtsentwicklung, der gleichsam den Boden düngte für das Aufgehen solch verdorbener Glaubenssaat. Indem man sich durch den blendenden Hinweis, wie wir es so herrlich weit gebracht, immer wieder jeder besseren Einsicht verschloß, wurde man schließlich ganz verblendet. Schlimmste Veräußerlichung war Trumpf geworden.

Immer fragwürdiger wird mir so das Ergebnis der Zivilisation. Immer offener und unverhüllter zeigt sich mir ihr wahres Wesen. Schon sehe ich, daß sie es ist, die den großen inneren Verlust am Menschen bewirkt.

Welche Anmaßung überall dort, wo die Zivilisation einsetzt und die Natur unterjochen will, angespornt von Gewinngier und Berechnung! Wie sie den Menschen auf abschüssige Bahn bringt, gerade durch die Vorspiegelung, daß sie ihn beständig aufwärts führe. Und welche Verblendung, die Zivilisation als die eigentliche Bildnerin des wohlgeratenen Menschen hinzustellen und Begriffe wie Ordnung, Gesittung, Gerechtigkeit und dergleichen erst von ihrer Machtsphäre und deren falschen Tugendbegriffen herzuleiten. Die Folge ist, daß schließlich selbst die Religion als solche mit der Zivilisation wie untrennbar verbunden erscheint, und zwar offenbart sich dies zunächst so, daß durch diese jene erst in weltlichem Sinne herrschend wird. Diesem Umstande verdanken wir wohl die fast unglaubliche Tatsache, daß heute diese zivilisierte Welt zugleich die sogenannte christliche Welt ist.

Es frappiert, aber es ist so. Es ist wiederum die Faust vor dem Auge des Geistes. Es veranschaulicht deutlich den inneren Verlust des Menschen durch die Zivilisation. Man stelle sich vor: durch eine rein äußerliche Angelegenheit soll die innerste

Angelegenheit des Menschen zur Herrschaft gekommen sein! Welch ein Unmaß von Widerspruch!

Die Spekulation und das Vermögen, sich äußerlich einzurichten, sind in der Zivilisation das Führende. In diesem Sinne freilich ist sie auch die Lehrmeisterin der landläufigen Begriffe von Gesittung und Ordnung, insoferne in diesen die Menschennatur auf ein rein Aeußerliches hin zurechtgeschnitten erscheint. Nun maßt sich dieses spekulative Vermögen — das dort, wo es die Führung übernimmt und so am Menschen zur Hauptsache wird, dem Vermögen des Menschen sein Inneres zu erschließen und zu entfalten, direkt entgegenwirkt — die Fähigkeit an, auch die Führung des Innerlichsten am Menschen zu übernehmen. Welch folgenschwerste Verirrung! Anstatt jeder Errungenschaft der Zivilisation — als einer Gefahr für die Innerlichkeit durch Ueberschätzung eines Aeußerlichen — größtes Bedenken entgegenzubringen, anstatt vor jeder derartigen Errungenschaft nach einem Gegengewicht zur Erhaltung der Innerlichkeit zu suchen und sich zu sagen: wieder eine Sache mehr, die den Menschen verarmen läßt, wieder ein Fortschritt mehr, der den Geist zurückdrängt, ergeht man sich in Selbstbewunderung über die vermeintliche Aufwärtsentwicklung, lebt im Wahne eines geistigen Fortschritts und tut nachgerade, als hätte man mit der Zivilisation auch ein non plus ultra im Religiösen erreicht durch geglückte Einführung des Christentums in das Weltliche; eine Operation, deren fragwürdiges Ergebnis das Zustandekommen unserer „christlichen Welt" ist.

Nun zeigt sich mir: Zivilisation ist Betrieb, und zwar rationeller Betrieb. Der griff immer weiter um sich, bis er auch die Religion als Objekt aufgriff. Zivilisation ist also auch der rationelle Betrieb der Religion, und insoferne eine Religion vom Religiösen nicht zu trennen ist, der rationelle Betrieb auch des Religiösen. Das Religiöse aber ist das Irrationellste. Demnach erscheint die Zivilisation als der rationelle Betrieb des Irrationellsten. (Das Irrationale ist darum nicht durchsichtiger geworden. Oder erhellt sich etwa das Dunkel der Herkunft des Menschen, wenn heute im rationellen Betrieb Millionen Menschen sich gegenseitig zerfleischen und vernichten?)

Also wiederum die Faust vor dem Auge des Geistes, den man weder greifen noch begreifen konnte. In Ermangelung dessen bezog man Religion wie Rohmaterial, das erst Berechnung der Bestimmung zuführt. Der äußerlichste Betrieb setzte ein, um das Innerlichste sich dienstbar zu machen. Berechnung gestaltete gewaltsam das Berechnungsloseste, das von keiner Gewaltsamkeit berührbar ist. Und noch immer berechnender, immer rationell umfassender gestaltete sich der ganze Betrieb. Dabei blieb diese zivilisierte Welt noch immer die „christliche" Welt. Das Religiöse aber bleibt unabänderlich irrational als das Religiöse. — Wer fühlt hier nicht bereits, was aus dem Christlichen geworden ist?

Einer nun wie ich, der glaubt, daß das Schaffen der Natur dem Geiste in verborgener Weise ewig untertan ist, sieht es daraufhin nur mehr als ein natürliches Wachstum an, wenn der vermeintliche Segen der Zivilisation, als die Frucht eines solchen Weltbetriebes, der Menschheit zum Fluche wird. Denn er erkennt — und die Zeitereignisse bezeugen es in furchtbarer Weise — daß alle Zivilisation Trug und Lüge ist, daß sie nur Maske ist, darunter kalte Berechnung lauert, zu jeder Grausamkeit bereit um vermeintlichen Vorteil. Daß es höchster Frevel ist, wenn sie im Gewande des Christentums auftritt und dieses als Weltreligion ausposaunt, sie, die Zuhälterin dieser Welt, im Dienste einer Menschheit, der der Sinn für das Religiöse völlig abhanden gekommen ist.

Und mein Erkennen wächst und sieht: Wie die Zivilisation alle Erbärmlichkeiten der rationell operierenden Menschheit in sich aufnimmt und weiterleitet, einzig darauf bedacht, immer mehr Ausbreitung und Macht zu gewinnen. Wie sie dabei die Hilfe des Christentums in Anspruch nehmen muß, um sich die Wege zu ebnen. Wie auch diese Hilfe immer unzulänglicher wird, so daß die Zivilisation ihr wahres Wesen schließlich nicht mehr länger zu bemänteln vermag und sie sich heute ungescheut als das enthüllt, was sie von jeher war und ist: als die Welthändlerin mit Idealen, voll von List, Feigheit und Gewinngier; als die drohende Faust vor dem Auge des Geistes, die bislang versteckt gehalten wurde; als der Wolf im Schafpelz; als die Banner-

trägerin einer Weltverbrüderung, die nun im Weltkrieg ihre mörderischen Triumphe feiert.

Als einer, der solches geschaut hat, verkünde ich der Zivilisation entgegen: die Zivilisation an sich ist der Weltkrieg. Gewaltsames Ordnen ist ihr Wesen. So stellt sie gleichsam eine Art Prokrustesbett dar, darin das Reine Menschliche, das dem Geiste Untertane, das Unmeßbare und Unverbildbare, mit Gewalt hineinzuzwängen versucht wird, wobei in rohester Weise alles verstümmelt wird, was sich dieser Einzwängung nicht fügen will. Während anderseits das Kleine und für die innere Gestaltung des Menschen Bedeutungslose, das der Zivilisation Gefüge, mit allen Mitteln zu unzukömmlicher Größe und Bedeutung ausgereckt wird, mit dem mehr als fragwürdigen Erfolg, daß dieses Kleine, dem gerechten Maß seiner ursprünglichen Einstellung entrissen, für den unbefangenen Betrachter ein jämmerlich entstelltes Aussehen bekommt.

Prokrustes ist deshalb heute kein Fabelwesen mehr. Dieser Unhold der Sage lebt und wütet heute noch in Gestalt der Zivilisation, ja er lebt und wütet wohl immer dort, wo Menschenanmaßung in tollem Wahn die Ordnung des Weltalls an sich reißen will.

*

Damit wäre die Zivilisation als solche für mich abgetan. Sie kennzeichnet sich selbst am besten durch ihren Machtspruch: Wie wir es so herrlich weit gebracht! Der Weltkrieg offenbart die erreichte Herrlichkeit. Wer Mensch genug ist, fühlt daher auch übergenug, was mit der Zivilisation erreicht ist. Er sieht, wie der unverwüstliche Verschenkungssinn der Natur dem entsetzlichen Verwüstungssinn der Menschen begegnet, die durch Selbstüberhebung von der Natur abgekommen sind. Es bedeutet: die durch vermeintliches Wissen vom Geiste abgekommen sind. Denn die Natur als unergründliche Schöpferkraft ist etwas, das vom Geiste nicht zu trennen ist. Wie einsam und noch immer einsamer wird in solcher Umgebung der Mensch! Wie zurückgezogen in sich selbst! Wie verliert er sich immer mehr in sein Herkommen, das in tiefem Dunkel liegt! Und doch schöpft dieser

Mensch seine Helle aus diesem Dunkel. Denn es ist das Wesentlichste an diesem Menschen, daß er sein Licht nicht von der Aufklärung, nicht von der Einsicht, nicht vom Wissen, sondern von der Verhangenheit, vom Versagen der Einsicht, von der Ohnmacht des Wissens, von der Unergründlichkeit des Daseins erhält. Und gerade dem Umstande, daß es mit ihm so bestellt ist, verdankt dieser Mensch seine untrennbare Verbundenheit mit dem Geistigen und Religiösen.

Bei solcher Betrachtung entfernt sich auch immer mehr der Begriff Zivilisation von dem Begriff Mensch; er verliert sich vor diesem etwa wie Kälte vor Wärme, wie Leere vor Fülle sich verliert. Ja, die Zivilisation müßte dort völlig begraben sein, wo der Mensch als d e r R e i n e M e n s c h aufersteht.

Was mich noch anhält, nach der Zivilisation zu sehen, ist nur noch der Umstand, daß sie — wenigstens ihrer räumlichen Ausbreitung nach — wie schon dargetan, auch die sogenannte christliche Welt in sich begreift. Es ist ja das eigentlich Fluchwürdige an ihr. Der Weltkrieg bezeugt es: Es ist die „c h r i s t l i c h e" Welt, die ihn führt; es sind die „c h r i s t l i c h e n" Völkerschaften und Regenten, die ihn führen, und wo andere Völkerschaften und Regenten mittun, sind sie von jenen hiezu gezwungen oder dafür gewonnen worden. Von dem Untergrund meiner Betrachtung erhebt sich daher auch fortwährend die Frage: Was aus dem C h r i s t l i c h e n durch die Zivilisation geworden ist?

Für die Zivilisation an sich sehe ich keinen Raum mehr in m e i n e m Menschen, und es müßte, so denke ich, im allgemeinen um so weniger Raum für sie übrig sein, je mehr die Menschen anfingen Ernst zu machen, um dem Begriff Mensch zu entsprechen. So wird, was ich bisher dargetan habe, nur wie ein Vorspiel zur Haupthandlung, in der ich mir zur Aufgabe mache, das ursprünglich Christliche sowohl wie unser gangbares Christentum auszuhorchen, das Gehör dabei eingestellt auf das Geistige und Religiöse. Denn was uns umgibt, was in dieser Welt der Zivilisation als Religion und Christentum umläuft, ist wie ein Widerspiel zum ursprünglich Christlichen sowohl wie zum Geistigen und Religiösen.

Man halte nur nochmals Umschau: Mit dem Menschen ur-

sprünglich verbunden das Geistige als das Religiöse. Dieser Mensch zur Zivilisation sich so verhaltend, daß er umso mehr verliert, je mehr diese in ihm überhand nimmt und führend wird. Das ursprünglich Christliche, als ein Reines Menschliches, auch ein Geistiges und Religiöses und als solches völlig irrational. Die Zivilisation durch und durch rationeller Betrieb.

Und ungeachtet alles dessen: die Zivilisation Wegebnerin des Christentums. Die zivilisierte Welt zugleich die „christliche Welt" und wiederum auch diese Welt, von der das Reich Christi nicht sein soll. Ja noch mehr: Das Christentum bei seinen lautesten Anhängern sogar ein Förderer der Zivilisation. Und diese Eignung und Willfährigkeit des Christentums, die Zivilisation zu fördern, noch ein Vorzug des Christentums in den Augen der christlichen Welt.

Welch ein gordischer Knoten, geknüpft von einer kaum faßbaren Entartung des Religiösen!

Ich will versuchen, ihn zu zerhauen.

Pietramurata im Frühling und Schwaz im Sommer 1918.

ANTON SANTER: STATIONEN (TÜRKEI 1918)

ANKUNFT

Es gab den Schrei des Dichters nach der Gnade,
zu meistern was wie irre Macht ihn hielt.
So irre Mächte haben am Gestade
des blauen Bosporus mit mir gespielt
gleichviel ob es mir nütze oder schade.

Schönheit und Elend sah ich nie so nah
so tief und ohne gute Tat gesellt,
wie ich sie oft im schönen Stambul sah.
Nie litt mein Herz mehr an der schönen Welt
und wußte weniger was ihm geschah.

Tiefblau und weiß erstand in altem Schweigen
das Bild der Stadt die viele Völker narrt.
Nie wird ein schöneres Bild dem Auge eigen
als diese Stadt nach öder Steppenfahrt
wenn ihre Türme aus dem Meere steigen.

Die schwarzen Augen in den engen Gassen,
in Schleiern weißes Antlitz, mattes Haar —
lockt die Levante. Hagar stirbt verlassen.
Verlassener als je ein Alter war
sterben die Kinder in belebten Straßen.

Ein Bettler singt am blauen, sanften Meere.
Er zählt nicht diese Zeit, in leere Luft
verzückt, vergißt er seine böse Schwäre.
Dir aber wird als ob ein Ruf dich ruft
aus deiner Kindheit ersten Bibellehre.

Vergiß mein Herz die komplizierten Leiden
der faulen Staaten und die Niedertracht
maskierter Freunde nun und sei bescheiden
wie dich das tote Kind in Gassen macht.
Du und das Kind: Ein Geist steht hinter beiden.

Als Christus war ich älter schon um Jahre
und wußte nicht wie heut was Armut sei.
Vielleicht damit ich dieses auch erfahre
trug mich der Krieg bis tief in die Türkei
und zeigte mir noch dieses Sonderbare.

Denn nur wo Bettler an der Straße sterben
fast wie von Gott berufen und gestellt
erlernt dein Herz, die Frage ganz zu erben:
wie kams, daß Christus aus der Juden Welt
die Armen selig pries die so wie diese sterben?

Dich, noch ein Weltkind das in Räuschen träumt,
erfassen die Gelübde alter Orden
wie Räusche: nicht mehr buhlen, geizen, morden,
keusch, arm, gehorsam sein, hast du es nicht versäumt?
Ein Träumer bist du, der auch dies nur träumt.

KADIKÖJ

Vielleicht wird hier mein Himmel wieder tief,
der Himmel zwischen Asiens Zypressen.
Den Wald bestrahlt die Abendsonne schief,
viel weiße Steine sinkend und vergessen,
für den der sinkt ein gutes Leitmotiv.

Spätabend wird es, feurigrot und blau
mischt sich in schweren Wolken über Weiten,
die vielgeteilt zu oft besungener Schau
uns leicht verführen in vergangene Zeiten.
Ich aber will, was ist, im schönen Gau.

Und sei es auch was ich noch nicht erfasse,
nichts als die tief bestaunte Gegenwart
die hier wie dort bis ich mein Leben lasse
mich stets in Fragen ohne Antwort narrt:
Ich will das Unhistorische an jeder Rasse.

Ich lasse als ein Kind der großen Zeit,
ich lasse gern an allen Landschaftsbildern
was an Geschichte mahnt: Verlogenheit
und Vergewaltigung hat sie als Sieg zu schildern.
Ich bin ein Mensch, kein Volk, das so gedeiht.

Zuweilen wohl will Antichrist mich fassen.
Ich spür sein Wehn als wär das Leben neu,
wenn ich vermag mein kindisches Ich zu lassen
und mich verwerfe ohne jede Scheu
seis an der Front, sei es in dunklen Gassen.

Denn oft will mir verworfen jeder scheinen
der nicht von sich und jedem anderen glaubt
daß er nur einmal lebt. Sein Lachen und sein Weinen
nie wiederkehrt und nie sein müdes Haupt
zum zweitenmale stirbt, sich Gott zu einen.

Und wieder anderemale sagt die Stimme
und weiß ich nicht, ob meine Schlange spricht:
Erlöst wirst du nur dann vom eitlen Grimme
verruchten Daseins und vom Hochgericht
wenn du erlernst wozu ich dich bestimme.

Vor mir sind alle gleich. Auch du kehrst immer wieder.
Du bist. Unwert, daß du dir Sorgen machst
bist du ein Glied wie meine anderen Glieder,
lebst tausendmal und ob du weinst und lachst,
du bist ein Glied, steig oder sinke nieder.

Ist es nicht sie, wirds eine andre werden.
Bist du es nicht, so wirds ein andrer sein.
Es lebt das Kind und weint und lacht allein.
Du aber bist ein Glied der großen Herden.
Wenn du es weißt, bist du erlöst und mein.

So spricht ein Geist aus jeder höheren Einung.
Ob es ein Satan oder Engel sei,
wer weiß? Doch immer ist er die Verneinung
des bangen Ichs und lehrt ein Einerlei
in bunter Zeiten fliehender Erscheinung.

PERA UND STAMBUL

Was hat mich je so ganz vorbeigenarrt
an allem anderen, am Gleichmaß tätigen Lebens,
wie jene Sucht auf bunten Lebens Fahrt
im Weib zu finden Einhalt allen Strebens.
Was hat mich je so ganz vorbeigenarrt!

Noch lebt das Volk das einstens Eros fand
verbuhlt wie je und reich an schönen Worten
und leichtgesinnt und haust im selben Land
mit stillen Türken an Europas Pforten,
verschieden, wie im Geiste, im Gewand.

Verschieden wie ein Türke und ein Christ,
wie der Balkan und Asiens Gelände,
wie Gottes Knecht und Weibes Knecht verschieden ist,
sei was ich war und was ich bin am Ende!
Der Friede sei mit euch, die ihr es also wißt!

Heut tut es wohl, von Pera abzulassen.
Will später erst Europas Anwalt sein.
Ich such in Stambul stille Türkengassen
von Spötterei und eitler Liebe rein,
fast wie die Bibel — könntet ihr es fassen.

WEGSCHEIDE

Satan, wie Gott ein Anwalt der Gewalt,
aus junger Völker halbvergangenen Zeiten
spricht noch zu uns, die wir so halbgestalt
das Chaos, das Geschichte wird, durchschreiten.
Er spricht zu uns, als wär er jung, wir alt.

Und es gibt Stunden die ich auch bekenne
wo seine Stimme bis zum Herzen ging.
Was liegt daran, ob ich mit Namen nenne
was deutscher Dichter deutscher Dichterling
vereint besingen, die ich ungern trenne.

Es war ein Volk — vielleicht bin ich sein Sohn
weil ich im tiefsten Herzen mich befrage:
Was will dies Volk? Was will ich ohne Lohn
als jenen, daß ich manche Wahrheit sage,
trotz mancher Sicherer allzusicherem Droh'n.

Wer ist der Waffen stärkster Hort auf Erden?
Ein Volk, das wahrlich weidlich rings umstellt,
vielleicht weil es mit reiferer Kunst zu werben
noch nicht verstand, vielleicht weil es die Welt
der Schwächeren sich schickte, zu beerben.

Vielleicht — ich laß es gerne andere sagen.
Was lernt wer den Erfolg der Waffen lernt?
Dies ist die Frage, welche Stille tragen.
Es ist die Frage welche sie entfernt
von Lauten, die den Ruhm der Toten tragen.

Und es gibt Stunden, die ich ungern zähle
wie Sündenfälle meiner wahren Art
wo ich mich ganz dem Geist des Volks vermähle
an allen froh und gegen jeden hart
und mich mit keiner einzlen Seele quäle:

Der Schwache stirbt, bist du ein Schwacher, stirb.
Der Sieger siegt, bist du ein Sieger, siege.
Der Händler handelt, bist du klug, erwirb.
Bist du ein kranker Bettler, so erliege.
Liebst du, so liebe alle und verdirb.

Mach was du bist, an keiner Kinderseele
die weint und lacht als läge was daran
ob sich die einzle freue oder quäle.
Laß Kindes Einsamkeit und alles ist getan,
daß dir die ewige Ruhe nicht mehr fehle.

Ist dies die wahre Scheide beider Wege
und dies die Stimme, die mich weise weist? —
Daß sich der fromme Zweifel endlich lege,
wirkt vieles, was ihr große Zeiten heißt.
Ein Zweifel bleibt, den ich mir auferlege.
Ich zweifle an der großen Zeiten Geist.

GEMLEK

Das Meer liegt weit in dunklen Wolkenhallen
und spiegelt wie Metall ein fernes Blau,
sich leise regend, niemand zu gefallen,
dem Zufall, dem mit Gott geteilte Schau,
dem ewiges Spiel, und blanke Schönheit allen.

Die schweren Wolken hüllen warm und weich
und bergen vor der Welt die leeren Berge.
Zehn Höfe zähl ich rings, den vielen and'ren gleich,
Friedhöfe für Armenier ohne Särge
nun still genug für dieses stille Reich.

Aegir und Amphitrite sind uns tot
auch wo die Kinder noch Thalassa sagen
am Strande Trojas und der Himmel loht
wie in Odysseus' oder Byrons Tagen.
Es schweigt des bunten Himmels Blau und Rot.

Ein Pascha, noch aus Abdul Hamids Mauern,
von Griechen und Armeniern tief gegrüßt
ergeht sich würdig, ohne eitles Trauern
an Tagen, wo er jene Tage büßt
bei armen Fischern und verlausten Bauern.

Wie viel ist eine einzige dunkle Nacht,
allein, gezählt vom lauten Wellenschlage
des nächtigen Meeres, unbedacht,
mehr alt, mehr neu als jede Menschensage
für keine große Menschenzeit gemacht.

Vielleicht soll mich sein Ton geleiten
als Widerspiel bis in das fremde Land,
in dem die sieben Seligkeiten
der Armen Jesus Christus fand,
der Menschen Sohn in anderen blutigen Zeiten.

KUMLA

Es spiegelt sich des blassen Himmels Blau
im Meere rings in gleicher, leiser Färbung.
Die ersten Frühlingstage oft noch rauh,
oft schon erfüllt von tausendfacher Werbung,
sie locken tief in diese neue Schau.

Des Meeres Regung, des Gebirges Starre,
wie oft sind beide unser Widerspiel!
Vielleicht, daß sich das Herz nicht weiter narre
aus einer Stunde die uns ganz gefiel
im blauen Rauch der schweigenden Zigarre.

Krieg, Liebe, Arbeit, alles war nur Irrung.
Auch, daß ein Leser Asien suchen soll,
das du besingst, ist eine schnöde Kirrung.
Er bleibe heimatlichen Geistes voll.
Er kommt so weit wie du in seiner Schirrung.

Er kommt dahin, wo andere Brüder warten,
gewärtig, daß das Leben endlich sei
und also leben wir in Gottes Garten,
erstaunend an dem schönen Vielerlei,
tief in der Heimat oder weit auf Fahrten.

Und wahrlich, nicht um mehr zu sein als andre,
preis ich euch heute diesen schönen Tag!
Der mysische Olymp dem ich entgegen wandre,
das Meer, das so vor Xerxes' Heere lag:
Was wärs mir, wenns nicht wäre wie das Andre!

NIKOMEDIA

Ein Nußbaum breitet heimatlichen Schatten,
mit heißer Sonne mischt sich Feuerglut,
die Quelle rauscht. Es blühn am Rand der Matten
neuartige Blumen, purpurbraun wie Blut,
und Aasdunst hauchend, Fliegen sich zu gatten.

Das Meer erstirbt in unbewegter Bucht.
Zusammen spielen Wind und Mückenschwärme
den Fieberreigen dieser bösen Luft,
Rinnsale schlingen sich wie leere Därme
kärglichen Unrat führend, üblen Duft.

Da, dort, sehr alte reglose Zypressen,
türkische Gräbersteine, schief und weiß.
Apostel Paul, wie bist du hier vergessen!
Bei sonnigen Platanen ein Geleis
gleist in der Sonne, leere Zeit zu messen.

Rosen umringen rötend alte Mauern,
Glyzinien blauen hell an Haus und Zaun
aus grauem Holze. Müßige Türken kauern.
Die Störche klappern, stehen und vertraun
die Brut dem stillen Friedhof ohne Trauern.

Ich halte eine Rose vor das Blau
des tiefen Himmels, froh der bunten Farben.
Der Rosenduft löst auf, was hart und rauh
war gegen mich und andere, die da starben.
Rund, weiß und neu ersteht ein Kuppelbau.

BEKLEME

Wie Schnee vom winterlichen Wind bewegt
gestalten sich die Dünen gelben Sandes
vor blauen Himmel, blaues Meer gelegt,
fremdartiger Saum unheimatlichen Landes,
Sandwüste, die der reine Seewind fegt.

Verhau und Graben halb vom Sand verweht —
der Krieg erstarb und keiner war hier Sieger —
duchziehn die Küste, fern ein Lager steht
ärmliche Zuflucht der erkrankten Krieger
mit weißen spitzen Zelten dicht besät.

Ein schmales Rinnsal tiefbegrünt durchzieht
die gelben Sande, einzle Frösche lärmen.
Dies ist das Einzige was hier geschieht.
Dies — ah, die müßigen Gedanken schwärmen
zurück nach manchem, was ich damals mied,

als ringserfüllt vom Girren geiler Tauben
und von der Frösche Lärm der Garten lag,
in dem ich es erlernt daran zu glauben:
Du bist nicht mehr ihr Herr seit jenem Tag —
und eure goldenen Horte, sie vertauben.

*

Die Brandung blau und weiß hält nimmer ein.
Die Sonne strahlt durch frische Küstenwinde.
Die gelben Dünen unberührt und rein
begrenzen jede andere Schau gelinde
als Meer und Himmel. Ja ich bin allein!

Ich bin allein und dem Gebirge ferne.
Doch rauscht die Brandung wie ein Bach im Tal
tief in der Heimat und es birgt die Sterne
der heitere Tag am Himmel noch einmal
so still bei all dem herrlichen Gelärme.

Mir wird als solle mich kein andrer fragen
als ich, ob ich genutzt vergangene Zeit,
da ich mich sonnte an den schönen Tagen:
Ich lernte leben ohne Zeitlichkeit
und weiß die eitle große Zeit zu tragen.

Und was ich hinter ihren Lärmen las
war nichts als das: Ich liebe mehr die Ruhe.
Und was ich tat war nichts als das:
Es ist mir einerlei, ob ich es tue.
Das Stille ist des Lauten letztes Maß.

(Schluß folgt)

FERDINAND EBNER:
FRAGMENT ÜBER WEININGER

Als der Idealismus des Abendlandes an sein geschichtliches Ende gekommen war, nach einem fast zweitausend Jahre langen längst nicht mehr berechtigten Dasein, da gab er noch einmal ein freilich etwas krampfhaftes Lebenszeichen von sich — in Otto Weiningers „Geschlecht und Charakter". Der Idealismus deutscher Universitätsprofessoren aber, solcher Leute, die mit Kierkegaard zu reden Jahrhunderte oder wohl gar Jahrtausende zwischen sich und den Erschütterungen des Daseins haben und nicht befürchten, daß dergleichen sich wiederholen könne; dieser Idealismus, der voll optimistischen Vertrauens im „Ganzen der weltgeschichtlichen Bewegung" die „selbständige Innerlichkeit" sich entfalten sieht, er hat wahrlich nicht viel zu besagen und wurde gründlichst — wir, die wir die Jahre zwischen 1914 und 1919 erlebten, wissen es, — ad absurdum geführt — durch das Ganze der weltgeschichtlichen Bewegung.

Weininger hatte, und das gehört ja zum Idealismus überhaupt, keine Ahnung von den Realitäten des geistigen Lebens. Hätte er sie gehabt, dann müßte er auch begriffen haben, daß die Sexualität, der Gegensatz der Geschlechter eine biologische Tatsache ist, aber keine des Geistes; er hätte auf die geschlechtliche Neutralität alles Geistigen aufmerksam werden müssen und sich den tieferen Irrtum seines Werkes erspart, vielleicht aber dann auch dieses selbst. Wohl sah er die „Asexualität" des Geistes, aber innerhalb des Gegensatzes Mann und Weib im reinen Mann und das heißt aber auch: er sah sie in ihrer Realität nicht.

Weil die Sexualität eine Tatsache der Natur ist, konnte es der Wissenschaft gelingen, sie in ihre Gewalt zu bekommen — wie froh wäre die Moral, wenn sie auch schon so weit wäre — die Geschlechtsdrüsen des einen Individuums in das andere verpflanzend und dessen Männlichkeit oder Weiblichkeit nach ihrem Gutdünken bestimmend. Die Geschlechtsdrüsen, aus deren Funktion sich ja die primäre, sekundäre und tertiäre sexuelle Be-

stimmtheit des Individuums ergibt, sind eben nur ein Werkzeug im Dienst des organischen Geschehens, die Sexualität eine Maßnahme des natürlichen Lebens zu seiner Erhaltung. Darum kann sich das Individuum, in der Realisierung seiner Individualität eine Tatsache des Geistes, niemals mit ihr schlechthin identifizieren.

Selbstverständlich wird die geschlechtliche Neutralität des Geistigen auch in den Evangelien nachdrücklich bezeugt; nicht nur als eine letzte Forderung des geistigen Lebens in dieser Welt, die vom Menschen erfaßt zu werden Jesus selber bezweifelt, sondern auch in den Worten: Wenn sie von den Toten auferstehen, werden sie weder heiraten, noch verheiratet, sondern wie die Engel Gottes im Himmel sein. In der Geistigkeit seiner Existenz ist der Mensch weder Mann noch Weib und das dokumentiert auch die Sprache, die ja eine aus dieser Geistigkeit entsprungene Schöpfung ist: die Personalpronomina der ersten und zweiten Person unterscheiden kein Geschlecht. Das Ich und das Du sind, eben nicht nur als Fürwörter genommen, geschlechtlos. Substantiviert man sie sprachlich, so sind sie Neutra. Wenn Fichte „d e r Ich" sagt ‚so ist das nicht nur ein sprachlicher Mißgriff und wider den Geist der Sprache, sondern wider den Geist überhaupt. Aber auch noch in einem anderen nicht weniger bedeutsamen sprachlichen Moment kommt die geschlechtliche Neutralität des Geistigen zum Ausdruck: die nordische Form des Wortes Gott — *gudh, godh* — ist ebenso wie die gotische *guth* neutral, während jedoch das Genus maskulinisch ist; wozu Kluge bemerkt, daß G o t t überhaupt als das Wort für das ‚‚angerufene Wesen" (sanskr. *hů*) ursprünglich neutrale Wortform hatte. Das Geistige ist weder Mann noch Weib, ist „keines von beiden", ist *neutrum.*

Ebensowenig wie mit dem „Selbsterhaltungs"- hat der „Fortpflanzungstrieb" im Menschen ursprünglich etwas mit dem Ich zu tun. Dieser schafft kein Verhältnis zum Du und setzt es auch nicht voraus, jener, schlechthin genommen, bedeutet keine Abschließung vor dem Du und kann das nicht bedeuten, weil er innerlich nicht vom Ich, sondern einem Instinkt des natürlichen Lebens getragen wird. Wenn diese zwei Triebe in ur-

sprünglicher Ungebrochenheit und Ungehemmtheit sich durchsetzen, wird das Ich einfach ausgeschaltet und selbstverständlich verschwindet dann auch das Du — der Mensch benimmt sich „wie ein Tier". Freilich ist das an sich geschlechtslose Geistige im Menschen zum sexuellen Leben in Beziehung getreten — so daß vielleicht jeder Mann in seinem Verhältnis zum Weibe das Verhältnis seines Ichs zum Du zu realisieren sucht; was ganz in der Ordnung ist, wenn es eben ernst und nicht poetisch-erotisch gemeint wird. Denn diese „Liebe der Dichter" — und viele Menschen bilden sich ja ein, sie müßten, wenn sie eine Beziehung zum andern Geschlecht haben, wie die Dichter lieben; was diese auf dem Gewissen haben — diese Liebe der Dichter ist ja immer ein Mißverständnis, einerseits dem Weib, andererseits dem Geist gegenüber.*) Daß in der Beziehung des Geistigen zum Sexuellen beide einander beeinflußen, ist nicht unbegreiflich. Jenes sucht sich in diesem auszudrücken und bestimmt es auch dadurch, gerät aber dabei in Gefahr, sich selbst preiszugeben. Es entfremdet das Sexuelle seiner natürlichen, sich selbst aber seiner geistigen Bestimmung. Daß es sich im Zustande seiner Icheinsamkeit und der Verschlossenheit vor dem Du in das sexuelle Leben hineinmischt, hat nichts anderes als dessen Brechung und Pervertierung zur Folge. Die Wurzel der verschiedenen sexuellen Perversionen ist nicht im natürlichen, sondern im geistigen Leben zu suchen, wenn dabei auch das Moment des „somatischen Entgegenkommens" — wie beim Wahnsinn — eine „organische Minderwertigkeit" des Sexualapparates die gleichsam die Einmischung des Geistigen erleichternde oder provozierende Rolle spielt und psychisch ausgenützt wird. Perversionen sind ein verfehlter Versuch der individuellen Existenz, sich aus dem „Leben der

---

* Man achte übrigens doch auf das auffällige Neutrum des Wortes Weib: klingt das nicht so, als ob der Mann einmal das Bedürfnis gehabt hätte, das Sexuelle und den Geschlechtsgegensatz zu „neutralisieren"? In Kluges Wörterbuch wird Weib zu sanskr. *vip* = begeistert, innerlich erregt sein (von Priestern) gehalten und dazu bemerkt, die Germanen hätten darnach die Bezeichnung Weib geschaffen, weil sie im Weibe *sanctum aliquid et providum* verehrten.

Generation" — d. i. aus dem „natürlichen" Leben — zu entwurzeln. Hermann Swoboda sagt in seiner Schrift über Otto Weiningers Tod, bloße Sinnlichkeit gäbe es nur dort, wo Geist sei. Er meint die geschlechtliche Sinnlichkeit, die des im Menschen durch die Einmischung des Geistigen gebrochenen sexuellen Lebens.

Auch der „Haß der Geschlechter" wurzelt im Geiste und in ihm verschafft der Gegensatz von Geist und Sinnlichkeit sich einen Ausdruck. Aber auch in ihm, weil in ihm die Sexualität fast noch stärker betont wird als in der sexuellen Anziehung und damit der Gegensatz der Geschlechter, anstatt daß er im Geiste aufgehoben würde; auch in ihm mißversteht sich das auf Irrwege geratene Geistige. Vielleicht liegt ihm auf Seite des Mannes das Mißlingen des Verhältnisses seines Ichs zum Du im Weibe zugrunde — woran jedoch gar nicht das Weib die Schuld trägt, sondern der Mann. Der Antifeminismus des Psychologen ist leicht geneigt, wie im Haß des Mannes das Zutagekommen seiner geistigen, in dem des Weibes das ihrer sexuellen Unbefriedigtheit zu erblicken. Jedenfalls spielt in den Haß der Geschlechter die Gebrochenheit des Lebens und insbesondere des sexuellen Lebens mit hinein, an der aber immer das Geistige einen von der Psychologie nicht immer recht und oft auch direkt verkehrt verstandenen Anteil hat. Die Gebrochenheit des Lebens hat eine eigentümliche Zweideutigkeit in ihrer Beziehung zum Geist. Einerseits ist sie die vielleicht nicht zu umgehende Bedingung der Aufhebung des Geschlechtsgegensatzes im Geiste; andererseits aber droht sie, das geistige Leben zum Fall zu bringen. Die Sexualität, eben in ihrer Gebrochenheit im Menschen, ist und bleibt der Abgrund, in den hinein das Geistige verloren zu gehen droht. Es gibt vielleicht keine Geistesverlorenheit und geistige Verlorenheit des Menschen, sei es im Wahnsinn, sei es im Verbrechen, an der nicht die nihilisierenden Mächte des gebrochenen sexuellen Lebens mitgewirkt hätten.

Je geistiger ein Mensch ist, desto mehr leidet er an seiner Sexualität — solange diese nämlich, könnte man sagen, durch die „Wiedergeburt" seiner Existenz im Geiste noch nicht neu-

tralisiert worden ist. Den Kampf zwischen Geist und Sinnlichkeit nennt Swoboda die Berufskrankheit des Genies. Aber nicht nur das Genie krankt an ihr.

Es ist übrigens wahr: der sexuelle Mensch braucht die erotische Illusion. Wie vertrüge er auch — als Mensch, in der Geistigkeit seines Wesens — das physiologische Erlebnis seiner Sexualität ohne sie? Es ist aber sein Traum vom Geist, der die Sexualität in den Schleier der erotischen Illusion einhüllt. Wenn er nun erwacht aus ihm: muß dann nicht der Schleier zerreißen und seine Sexualität wieder, aber längst nicht mehr ungebrochen, als rein physiologisches Erlebnis ohne physische Zutaten und poetische Euphemismen vor ihm stehen? In der Perspektive des Geistes fordert sie die Ehe in ihrer Unauflösbarkeit — diese Vergewaltigung der Natur durch den Geist — oder wird zur Sünde. Der natürliche Mensch freilich — vom Geist zwar träumend, aber nicht erwachend zu seinen Realitäten — weiß nichts von Sünde. Er fühlt sich von ihr losgesprochen durch die Natur. Und hierin täuscht er sich. Denn eine Unschuld der Sinne gibt es beim erwachsenen Menschen nicht — nur beim Kinde, dem eben das Sexuelle noch fremd ist.

Tiefere Dichter wissen es, und hinterher sind auch die Psychologen und Psychoanalytiker auf ihre Weise daraufgekommen, daß das Begehren des Mannes nach dem Weibe nichts anderes ist als das Verlangen nach der Mutter; daß der Mann im Weibe die Mutter sucht, die seiner künftigen Kinder, aber auch seine eigene, und daß er im Weibe diese und die Erinnerung an sie liebt. Hinter seiner Sexualität — diesem Janusgesicht, das in die Zukunft und in die Vergangenheit in einem schaut — steckt, als ein ihrer Natürlichkeit wesensfremdes Moment, die Sehnsucht nach der Geborgenheit im Mutterleib; was vielleicht doch auch mit dem biologisch gegebenen Moment einer gewissen im Keim schon liegenden Hinfälligkeit des männlichen Individuums in irgend einem Zusammenhange stehen mag. Damit ist etwas Zweideutiges und Sichwidersprechendes in die männliche Sexualität hineingekommen. Denn einerseits will ja der Mann, wenn er das Weib sexuell begehrt, die Erneuerung seines Lebens, seines irdischen Lebens: er will zur *gaia*, zur Mutter Erde, aus der alles

irdische Leben herausgeboren wird, zur *mamma*, wie die Tataren die Erde nennen. Die heimliche Sehnsucht aber nach der Geborgenheit im Mutterleib, die da mitspielt, ist nichts anderes als das Bedürfnis der „Zurücknahme" des irdischen Lebens: Nie geboren werden ist weitaus das Beste. Hier findet ein von biologischen Momenten unterstütztes geistiges Bedürfnis seinen Ausdruck — das sich aber nicht versteht. Es hat sich, indem es sich in das Sexuelle hineinmischte, eine falsche Richtung gegeben.

Ob nicht auch in das sexuelle Begehren des Weibes ein Moment seines geistigen Lebens sich verirrt habe und was dieses bedeute, wer könnte das sagen außer dem Weibe selbst? Das aber schweigt.

*

Weininger hat — und darin liegt jedenfalls die eigentliche Bedeutung seines Werkes — eine Konsequenz des Idealismus gezogen, auf die man vor ihm nicht so recht achtgehabt hat. Das ist der Antifeminismus. Der Idealismus ist etwas durchaus Männliches, die „Konzeption der Idee" ein geistiger Akt, der in seiner Ursprünglichkeit und Reinheit nur im Geist des Mannes, niemals in dem des Weibes sich vollzieht. Von weiblichen Genies zu reden, ist einfach ein Mißverständnis. Wenn aber Genialität — die geistig immer die Konzeption der Idee, oder aber auch die musikalische Intuition, zur Voraussetzung hat, der Idee freilich vor allem in ihrer ästhetischen und metaphysischen Bedeutung — wenn sie etwas Männliches ist, dann heißt das auch, daß sie am letzten Ende nicht eine Tatsache des geistigen, sondern des natürlichen Lebens ist — was der Idealismus und am allerwenigsten der Weiningers nicht begreift. Tatsächlich gehören ja zu den Bedingungen des genialen Schaffens gewisse anatomische und physiologische Momente, Momente also des natürlichen Lebens. Genialität ist eine natürliche Tatsache der Natur — der Natur auf ihrem „Weg zum Geiste", diesem niemals zuendegegangenen, niemals sein Ziel erreichenden Weg. Vergessen wir jedoch nicht, daß wir uns, vom Genie sprechend, in der Sphäre des Aesthetischen und Metaphysischen bewegen und da, wenn wir vom Geist reden, nicht wissen, wovon wir eigent-

lich reden. Dem geistigen Leben des Genies kommt die Natur entgegen und muß ihm entgegen kommen, sonst ist kein geniales Schaffen möglich. Dem wahren geistigen Leben eines Menschen aber kommt sie niemals entgegen. Es wäre denn, man wollte ihr Entgegenkommen darin sehen, daß sie zerbricht. Aber darauf steht die Macht und Gnade Gottes, die die Toten zum Leben auferweckt, nicht an.

Die Geistigkeit des Idealismus setzt zwar den Geist der Sexualität entgegen, ist aber in dieser Gegensätzlichkeit ganz und gar befangen und betont sie darum auch, wenn sie sich des ihr innewohnenden Antifeminismus bewußt wird. Sie überwindet die Sexualität nicht und auch nicht den Gegensatz der Geschlechter, den sie vielmehr vertieft und verewigt: ihr wird das Männliche zum Prinzip des Geistigen überhaupt, das Weib als solches aber schließt sie vom Geist und der Menschwerdung des Menschen aus und drückt sie zum sexuellen Wesen schlechthin herab. Der Antifeminismus ist die Gebärde eines unfreien Geistes, den heimlich noch immer die Fesseln der Sexualität drücken, d. h. also eines Geistes, der noch nicht zu seinem wahren Leben und zur wahren Freiheit im Geiste gekommen ist. Wenn sich der Idealismus zu ihm entpuppt, verliert er sich in das Geschlechtsproblem hinein — das einerseits ein biologisches, andrerseits aber beim Menschen ein wesentlich psychologisches ist — und der Geist fühlt sich vor einer Gefahr stehen, der gegenüber er sich nicht anders als in krampfhafter Anstrengung zu behaupten vermag. Auch die tiefste Metaphysik der Geschlechtsbeziehungen bleibt im Psychologischen stecken — die Psychologie aber dringt niemals bis zum Geist vor — und so geistig sich auch ihre Gebärde geben mag, mit der sie sich um die Enthüllung des „Nichts" der weiblichen Psyche bemüht, sie ist doch mehr eine Gebärde der Sexualität als eine des Geistes. Im Antifeminismus haßt der Mann seine eigene Sexualität, weil er sie geistig noch nicht überwunden hat, weil das in sie hineinverirrte Geistige seiner Existenz in ihr stecken geblieben ist. Und er haßt das Weib in zweiter Linie erst, weil sie ihn an die von ihm verschuldete Unzulänglichkeit des geistigen Lebens in ihm mahnt. Da nun aber hierin der Antifeminismus jedenfalls niemals sich selbst

ganz versteht, darum gibt er der psychologichen Kritik ein Angriffsobjekt ab.

*

Hand in Hand mit dem Antifeminismus geht bei Weininger der prinzipielle Antisemitismus, der aber nicht weniger als jener auf einem Mißverständnis beruht. Das kann und muß ja zugestanden werden, so schmerzlich es auch für einen Juden sein mag, so über ihn geurteilt zu wissen oder gar noch es selbst zuzugeben: Der Jude ist ebensowenig wie das Weib genial. Er träumt weder in der Konzeption der Idee, noch in der musikalischen Intuition den Traum der Menschheit vom Geiste. Zu jener kann er sich noch — durch seine „eminente begriffliche Veranlagung" und Fähigkeit und Dreistigkeit, so vieles zu begreifen — in ein abstraktes Verhältnis setzen, wofür ja Weiningers Werk selber ein Beweis ist. Mit dieser aber weiß er geistig gar nichts anzufangen. Er ist — trotz allem gegenwärtigen Singen und Musizieren und Komponieren — der unmusikalischeste und musikfremdeste Mensch und erst, als die abendländische Musik mit Beethoven anfing, sich von ihrem geistigen Ursprung in der musikalischen Intuition immer mehr zu entfernen und aus deren „Innerlichkeit" heraus zur Aeußerlichkeit des Lärms und des Geräuschs zu drängen — um endlich bei Wagner und Strauß diesem Ursprung ganz fremd und also unmusikalisch zu werden; dann erst bekam er Mut, auch zu komponieren und Musik zu betreiben. Weil die Juden in der ihnen angeborenen Ungenialität den Traum der Menschheit vom Geist nicht schöpferisch mitträumen können, erweisen sie sich als die berufenen Kritiker des Idealismus, obgleich dann ihre Kritik zu einem verkehrten Ergebnis führt. Trotzdem mag es die geistige Aufgabe des modernen Judentums sein, mitzuhelfen an der Zerstörung dieses Traumes und dem Menschen der weißen Rasse die letzten Fetzen des längst schon fadenscheinig gewordenen Idealismus vom in Phrase und Lüge schmählichen Leibe seiner „Kultur" zu reißen. Daß der Jude nicht genial ist, kann und darf ihm nicht als geistiger Mangel angerechnet werden. Eben, weil er es nicht ist und darum nicht verführt wird, vom Geist zu träumen, steht er „von Haus aus" der Realität des

geistigen Lebens nahe. Die Juden sind das geistigste, sie sind das von Gott „auserwählte Volk". Ihnen hat Gott sich unmittelbar in seiner geistigen Wirklichkeit geoffenbart und in das natürliche Leben ihrer Rasse hinein ist er Mensch geworden, um uns zu erlösen und zur Wirklichkeit unseres geistigen Lebens zu erwecken. Das Heil kommt von den Juden, heißt es im Johannesevangelium. Die Juden lebten einmal — als „Generation": und leben auch heute noch — geistig von der Messiasverheißung und Messiashoffnung; wie die anderen Nationen und Generationen der Erde geistig von ihrem Traum vom Geist leben. „Christ" werden aber heißt: sich ganz aus dem Leben der Generation, nicht nur ihrem natürlichen sondern auch geistigen Leben entwurzeln — „Gottes Kinder werden, die an seinen Namen glauben; welche nicht von Geblüt, noch vom Willen des Fleisches, noch vom Willen eines Mannes, sondern von Gott geboren sind" (Joh. 1, 12; 13). Und das vermochten die Juden nicht und darum verwarfen sie Christus. Das vermochte aber auch der abendländische Mensch nicht und darum gab er seinen von den Griechen so genial konzipierten Traum vom Geist nicht auf; er nahm vielmehr die Menschwerdung Gottes selber — dieses für die Realität des geistigen Lebens entscheidende Faktum der „Geschichte" — in diesen Traum mit hinein und „entwirklichte" sie in endlosen metaphysischen Spekulationen und den Werken einer sich christlich nennenden Kunst. Ist es ein Wunder, wenn nun der Traum vom Geist immer mehr und mehr mit schlechtem Gewissen, das sich nur nicht immer selbst recht verstand, geträumt wurde?

In einer der Schriften Kierkegaards wird gesagt, der Mensch müsse entweder poetisch oder religiös leben oder er lebe dumm. Daß aber in einer „Dichterexistenz" nicht der Ernst des geistigen Lebens sei, das kann nur religiös wahrgenommen werden. Von einem anderen Standpunkt aus — dem des „Bürgers" z. B. oder des Politikers — behauptet, wäre es nicht nur nicht wahr sondern auch ein Angriff auf den Geist. Nun — der Jude ist nicht genial, das besagt nicht, daß für ihn eine „Dichterexistenz" ausgeschlossen oder eine der Welt vorgespielte Komödie schlechtweg sei. Auch er kann „poetisch" leben, aber es hat mit

einer solchen jüdischen Dichterexistenz eine merkwürdige Bewandtnis, die man freilich nicht versteht, solange man alles Geistige nur „ästhetisch" versteht: sie macht es nämlich unmittelbar offenbar, daß in ihr nicht der Ernst des geistigen Lebens ist. Nicht, weil der Jude nicht genial ist und darum das Poetische nicht ernst zu meinen vermag; sondern weil er in sich, in einer Tiefe seines Gemüts, die ihm selber verborgen sein kann, und „von Haus aus" den Standpunkt des Religiösen einnimmt, der es an sich unmöglich macht, das Poetisch-Aesthetische ernstzunehmen. Und das wieder ist der Grund, warum gerade er des allergrößten geistigen Verrats, der tiefsten Irreligiösität fähiger ist als irgend ein anderer Mensch. Diese spezifisch jüdische Religiösität, die einmal ein reales Gottesverhältnis in sich begriff, ist freilich seit dem Tode Christi in der überaus peinlichen Lage, zur „Unwahrheit" geworden zu sein.

Zwischen dem sogenannten Arier und dem Juden besteht schließlich nur der Unterschied, daß diese schon seit zwei Jahrtausenden und mehr das sind — ohne daran zugrundezugehen — was jene unausweichlich werden, w e n n sie zugrundegehen. An der so viel beklagten „Verjudung" des abendländischen Geisteslebens — sowohl geistig als auch biologisch eine Verfallserscheinung, die in der Romantik, diesem Traum des Traumes vom Geiste, ihr erstes Symptom hatte — trägt nicht der Jude die Schuld. Als „biologisches Verfallsphänomen" erscheint ja eigentlich auch die jüdische Rasse. Das Merkwürdige ist eben nur, worauf Theodor Haecker aufmerksam macht, daß sie noch immer nicht vom Erdboden verschwunden ist. Wie die Juden zu leben, hielte keine Nation auch nur zwei Jahrhunderte aus. Sie aber leben so schon zehnmal so lang, weil sie — als Generation und als solche die einzige in derWelt — von den schöpferischen Kräften der Natur zwar im Stich gelassen, unmittelbar vom Geist getragen werden. Ihr biologisch nicht zu erklärender Bestand in der Welt gibt Zeugnis für die Realität des Geistes. Sie sind noch immer, seit Christi Tod jedoch im umgekehrten Sinne, das von Gott auserwählte Volk.

Von Zeit zu Zeit verführt das Weib den geistigen Mann zum Antifeminismus, der Jude zum Antisemitismus. Aber man lasse

sich nicht verführen zu dieser immer falschen Position des Geistes. Der „Arier" wird immer am Juden zu leiden haben — wer weiß übrigens, wieviel Zeit ihm noch zugemessen ist zu leiden? Er soll dieses Leiden und sich selbst in ihm recht verstehen. Er soll es sich nicht durch seinen Antisemitismus leichter machen wollen. Er nehme auch dieses „Kreuz" auf sich.

*

Der allerschwerste Mißgriff des Weiningerschen Idealismus, wieder aber im Idealismus überhaupt begründet, ist seine Auffassung des Lebens und der Persönlichkeit Jesu. Wenn ein Philosoph jemals in seiner Philosophie sich selbst verstünde, dann müßte er durch dieses Leben und das Wort dieses Lebens sich in die ärgste Verlegenheit gebracht sehen. Dann müßte er sich klar sein darüber, daß, wenn dieses Wort und Leben wahr ist, wenn er glauben soll, daß es die Wahrheit ist, es auch aus ist mit aller Philosophie, wenn auch nicht mit dem Denken. Denn Philosophie und Metaphysik n i c h t retten wollen heißt keineswegs aufhören Denker zu sein. Die Philosophie ist wahrhaftig nur ein von Gott bis auf Widerruf freigegebener Weg durch das Reich des Geistes, auf dem der Mensch, wenn er ein Genie ist, zwar spazierengehen nicht aber zum Ziel seines geistigen Lebens kommen kann. In Weininger drängte etwas auf einem gänzlich verfehlten Wege zum Christntum hin und in der ihm selber verborgenen Verzweiflung dieses Dranges wußte er sich nicht anders zu helfen, als indem er Jesus, um ein Verhältnis zu ihm und zu seinem Wort zu gewinnen, als Genie, wenn auch als eines ganz besonderer Art, verstand. Wäre nun Jesus ein Genie gewesen, dann bedeutete sein Leben nichts wesentlich anderes als das eines jeden Menschen, der in der Erdgebundenheit seiner Existenz den Traum vom Geist träumt; sein Wort wäre nicht das absolut verbindliche, geistiges Leben in seiner Realität erzeugende Wort Gottes, sein Tod am Kreuze ein Wahnsinn gewesen, eine Torheit nicht nur in den Augen der Griechen. Das geistige Leben Jesu aber war nicht, wie im Grunde genommen das jedes Genies, Angelegenheit einer individuellen Existenz in ihrer Icheinsamkeit, sondern das direkte Gegenteil davon. Jesus ein Genie nennen ist Blasphemie. Und wenn dann hinterher ein Journalist es wagte, ihn einen „hin-

reißenden Idealisten" zu nennen, so war das die Potenzierung dieser Blasphemie, die hierauf — wie dies bei allem Blasphemischen so leicht möglich ist — die Wendung ins Lächerliche nahm, als ein Feuilletonist voll Begeisterung vom „Dichter von Nazareth", der ein „größerer Dichter als Shakespeare" war, faselte: die Zeichen einer Zeit, in deren geistigem Niedergang und Chaos alle Wertmaßstäbe vorlorengegangen waren. Was für ein entsetzlicher Mißgriff war es doch von Weininger, den größten, aber deswegen noch lange nicht genialen Komödianten, den größten unter allen jenen, die es je verstanden haben, einer geistlos gewordenen Menschheit als Genie zu imponieren, den größten Menschen nach Christus zu nennen. Und wenn er meinte, die „herrlichsten" Aussprüche Christi — war aber das Wort Jesu jemals „herrlich"? — seien sicherlich verloren gegangen, weil die synoptischen Evangelisten sie nicht verstehen und also nicht behalten konnten, so ist das ebensosehr der Ausdruck für das typische Mißverständnis des Idealismus gegenüber dem Leben und Wort Jesu als Geistesverlassenheit und Geistlosigkeit und hat überdies das Wort Jesu selbst gegen sich, das da sagt: Den Weisen und Gelehrten ist es verborgen, den Unmündigen aber und Kindern offenbar. Gewiß mögen uns viele Aussprüche Christi nicht überliefert worden sein. Was wir aber damit verloren haben, kommt nicht in Betracht. Denn einzig und allein das entscheidet: daß wir im überlieferten Worte Jesu die Orientierung und Rettung unseres geistigen Lebens finden, vorausgesetzt daß es uns ernstlich um ein Leben des Geistes zu tun ist. Und angesichts dessen darf man wohl sagen, der Mensch habe in dem, was uns von Christi Aussprüchen nicht überliefert ist, nichts verloren.

Niemals durch die Philosophie, die, um im Sinne Kierkegaards zu reden, das für den Glauben entscheidende Moment des „Aergernisses" spekulierend beiseiteschaffen will, um sich nicht unter das Leben und Wort Jesu beugen zu müssen; niemals durch eine geniale Intuition, sondern nur durch den Glauben gewinnt der Mensch zu Christus, der der wahre Gegenstand des Glaubens ist, weil aller Glaube durch den Glauben an ihn hindurch muß, das richtige Verhältnis. Weininger hat das innere Faktum des Glaubens auf den Glauben an den Identitätssatz, den er wieder

auf den in sich unsinnigen Glauben des Menschen an sich selbst zurückführte, reduziert und dadurch entleert; eben deswegen weil ihm in seiner philosophischen Befangenheit ganz entging, daß, an die Göttlichkeit des Lebens Jesu glauben, nicht heißt und heißen kann: in ihm die Gottwerdung des Menschen sehen — was an und für sich gar keinen Glauben fordert, wohl aber die Konzeption der Idee des Göttlichen zur Voraussetzung hat — sondern umgekehrt und dann buchstäblich zu nehmen in Jesus die Menschwerdung Gottes, die eo ipso den Glauben fordert und aber auch die Idee des Göttlichen und den Idealismus überhaupt für alle Zeiten abschafft. Weil Weininger zu Christus, statt vor ihm alle Philosophie kurzerhand fahren zu lassen, d u r c h sie in ein Verhältnis zu treten suchte, sah er in ihm einerseits die Idee der Gottwerdung des Menschen und andrerseits, im Hinblick auf den historischen Christus, ein Genie, das diese Idee — aber in seinen Augen vielleicht auch nur nahezu, relativ also — realisiert hatte. Damit, daß ein Mensch in Jesus oder in irgend einem anderen die Gottwerdung des Menschen erblickt, ist er, weil ja das die Konzeption der Idee des Göttlichen voraussetzt, aus seinem Traum vom Geiste nicht aufgewacht zur Wirklichkeit des geistigen Lebens; er kann aus der Icheinsamkeit seiner Existenz nicht heraus und in ein Verhältnis zum Du, zu Gott in seiner geistigen Realität treten, er verharrt im Zustande seines Von-Gott-Abgefallenseins und verewigt ihn sogar.

Die Menschwerdung Gottes ist der „Einsatz" seiner Persönlichkeit im Leben dieser Welt und im Wort, und da im Wort etwas ist, das geglaubt werden muß, impliziert sie die Glaubensforderung, deren Erfüllung wieder das „Einsetzen" der Persönlichkeit im menschlichen Existieren bedeutet. Der Glaube des Menschen an sie ist im letzten Grunde und wahrsten Sinne Glaube an das Wort — an den *Logos*, der den Glauben an seine Göttlichkeit fordert. Der Glaube, der die persönliche Entscheidung des Menschen für die Geistigkeit seiner Existenz — und das heißt ja für ihre Personalität — ist, erweckt diese im Menschen und verhilft ihr zum Durchbruch. Wie Jesus im Johannesevangelium sagt: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer an mich glaubt, hat das ewige Leben. Die Menschwerdung Gottes, die im

Aufschrei Jesu am Kreuze *Eli Eli lama sabachthani* — diesem fürchterlichsten Schrei, der jemals in dieser Welt aus dem Munde eines lebenden Wesens kam und der die Erde erbeben machte — absolut geworden war, ist das größte Geheimnis im Geschehen der Welt, das niemals anders als im Glauben erfaßt werden kann. Der Mensch aber, der durch diesen Glauben ein reales Verhältnis zu Gott gewinnt, das sich in seinem Verhältnis zum Menschen erprobt, wird in der Einsamkeit seiner Todesstunde nicht einsam sein, denn Gott wird bei ihm sein. Soll jedoch die Menschwerdung Gottes wirklich geglaubt werden, nicht mit dem Munde bloß und mit Worten und in abstrakten Gedanken, von denen das Herz nichts weiß, dann muß der Mensch gleichsam durch die ganze Menschlichkeit Jesu, sie sich in jedem Augenblicke seines Lebens vergegenwärtigend, hindurch. Er darf nicht etwa mit der Göttlichkeit anfangen, um aus ihr die Menschlichkeit dieses Lebens zu glauben und zu verstehen, um von der Göttlichkeit aus bis zur Menschlichkeit hinzukommen — da wäre er auch schon wieder mitten ins Bereich der Idee hineingeraten, der metaphysischen Spekulation, der Phantastik, die ihn seiner eigenen Daseinsmöglichkeit ebenso sehr entrückt wie der des Lebens Jesu: er brächte an dieses seine Vorstellung, seine Idee vom Göttlichen heran und am Ende stellte sich heraus, daß er ja gar nicht an die Menschwerdung Gottes, sondern umgekehrt an die Gottwerdung des Menschen glaubt, das heißt daß sein Glaube überhaupt keiner ist.

An die Göttlichkeit Jesu in jenem einzigen Sinne, den sie haben kann, ohne nicht idealistisch phantastisch mißverstanden zu werden, muß unbedingt geglaubt werden, denn es gibt kein einziges äußeres Moment, aus dem sie erschlossen werden könnte. Auch die Wundertaten Jesu, die Krankenheilungen, die Brotvermehrung, die Auferweckung Toter, selbst seine eigene Auferstehung, deren Faktizität keineswegs angezweifelt werden soll, zeugen nicht unmittelbar für sie. Denn aus ihnen ersehen wir zunächst nur, daß Jesus, wie es ähnlich auch der protestantische Theologe Daab ausführt, zur Natur und dem Geschehen in ihr in einem ganz anders gearteten Verhältnisse stand, als wir es haben oder auch nur mittelst unsrer na-

turwissenschaftlichen Erkenntnisse verstehen können. Dieses selbe Verhältnis könnte ja auch ein anderer „gottgewordener" Mensch gewinnen, um dann aus ihm heraus dieselben Wunder zu bewirken. Aber ein Beweis und Zeugnis für Göttlichkeit, in buchstäblichem, nicht irgendwelchem ideellen Sinne, ist es an und für sich nicht. Glaube und Wunder haben viel weniger miteinander zu schaffen, als es auf den ersten Blick scheint. Wunder gibt es überhaupt nur in der Relation zur Beschränktheit unsrer an sich relativen Naturerkenntnis und Naturerfahrung, im letzten Grunde zur wohl niemals zu behebenden inneren Beschränktheit unsres Lebens und Erlebens. Es handelt sich da um den Begriff des Möglichen und Unmöglichen. Wunder wäre das an sich Unmögliche, das heißt in keiner Weise Ausdenkbare, und aber trotzdem Wirkliche. In diesem Sinne Wunder gibt es ja — aber nur nicht in der Natur, wo der Mensch das Wunder gewöhnlich sucht und allein sehen will, sondern im Leben des Geistes. Ein solches „Wunder" haben wir z. B. darin zu erblicken, daß Gott dem Menschen die Sünde verzeiht oder daß die göttliche Liebe auch den ihrer Unwürdigsten — freilich, wer wäre denn ihrer würdig? — umfängt, und diese Wunder müssen, jedoch auch nicht schlechthin und an sich, sondern auf das Wort Jesu hin geglaubt werden. Die „Möglichkeit" ist ein Entwurf im Gedanken des Menschen. Unmöglich ist nur, was mit den Denkgesetzen nicht in Einklang zu bringen ist, sie vielmehr außer Geltung setzt und damit das Denken aufhebt; nicht aber, was zu den sogenannten „Naturgesetzen" gehört, d. h. zu unsrer an sich beschränkten Einsicht in den Zusammenhang des Geschehens in der Natur im Widerspruch zu stehen scheint. Daß Gott dem Abraham aus Steinen Kinder erwecken könne, steht freilich nicht im Einklang mit unsrer Naturerkenntnis und Erfahrung, widerspricht aber auch nicht unseren Denkgesetzen. Bei Gott ist alles möglich und der Mensch aber ist es, der das Mögliche denkt. Er denkt das Mögliche — und möglich ist, wenn wir auch nicht begreifen können wieso, die Speisung von 5000 Männern mit 5 Broten, die Auferweckung von Toten usw. — aber der Unglaube in ihm heißt ihn im selben Augenblick auch schon den Gedanken wieder zurücknehmen, das Mögliche als unmöglich denken.

Der Glaube an die Wunder Jesu ist insofern belanglos, als wir an ihn und seine Gottheit auch glauben müßten, wenn er sie nicht getan hätte. Nun hat er sie aber getan, so haben wir auch an sie zu glauben. Aber wir glauben ja nicht an sie, sondern an die Göttlichkeit Jesu und an die glauben wir, nicht weil er Wunder gewirkt hat, sondern — weil wir, uns persönlich einsetzend, an i h n glauben und an sein W o r t, das den Glauben an seine Göttlichkeit fordert und uns die Rettung unsres geistigen Lebens in diesem Glauben und durch ihn verheißt. Der Glaube an Christus, in dem wir unser geistiges Leben in seiner Wirklichkeit und Wahrheit haben, ist und kann nichts anderes sein als der hier direkt und buchstäblich zu verstehende Glaube ans Wort.

Der Geist des Christentums fordert vom Menschen den Glauben an die Menschwerdung Gottes im Leben Jesu und es wird keiner ein Christ ohne die innere Erfüllung dieser Forderung. Aber sie muß auch einen ohne die Zuhilfenahme metaphysisch-theologischer Spekulation genau anzugebenden Sinn für die Praxis des menschlichen Lebens haben. Und der ist: an die Menschwerdung Gottes glauben heißt in Jesu den Weg, die Wahrheit und das Leben und in seinem Wort die absolut für jeden verbindliche Vorschrift sehen, wie der Mensch zu leben habe, um das r e c h t e Leben zu leben, von dem doch jeder insgeheim in der letzten Tiefe seines Gemüts fühlt, daß er es n i c h t lebe. Erfüllt der Mensch innerlich diese Glaubensforderung — und darin erst hat er die wahre „Innerlichkeit" seines Lebens — in dem einzigen Sinn, den sie haben kann, dann freilich hat sein Leben in dieser Welt, das ihn Tag für Tag und Stunde für Stunde verlockt, ohne Christus und an Christus vorbei zu leben und seine Abrechnung mit Gott auf eigene Faust zu wagen, einen Riß bekommen, an dem es, in den Augen dieser Welt, krankt; dann aber auch weiß er, d a ß Gott ist und w a s Gott ist und das „Geheimnis seines Lebens" wird ihm offenbar. Denn er steht vor den wahren „Problemen" seines geistigen Lebens, in deren Lösung er die unendliche Aufgabe seines Daseins hat.

Zwischen dem Glauben an Gott und dem an seine Menschwerdung kann und darf nun nicht innerlich eine „Pause" gemacht werden — in der sich der Mensch gleichsam Zeit nimmt,

überlegend nach jenem auch für diesen sich zu entscheiden. Beides gehört wesentlich und untrennbar zusammen. Wer nicht an die Menschwerdung Gottes glaubt, glaubt auch nicht an Gott und kann gar nicht an ihn glauben. D. h. er lebt geistig wesentlich als „Heide" und hat die im menschlichen Geiste liegende „Ungläubigkeit" nicht überwunden. Vor Christus konnte tatsächlich niemand, die Juden selbstverständlich ausgenommen, an Gott in seiner Realität glauben, zu ihm ein geistig reales Verhältnis haben. Seit dem Leben Jesu aber ist alles ganz anders geworden und auch die Juden, weil sie Christus verwarfen, haben ihr einst reales Gottesverhältnis eingebüßt und ihre Messiashoffnung, ohne die sie ja gar nicht in der Welt bestünden, ist nun zu einem überdies vielleicht sehr irdisch gemeinten Traum vom Geiste geworden.

Zum Glauben an die Menschwerdung Gottes im Leben Jesu, der rückwirkend den Glauben an die Auserwählung des jüdischen Volkes durch die Messiasverheißung fordert, gehört aber auch der an die einstige Wiederkunft Christi am Ende der Welt. Im Glauben an die Göttlichkeit Jesu wird die Zeit, in der unendlichen Bedeutung der Gegenwart, des „Augenblicks", aber auch als Vergangenheit und Zukunft in einer Realität „gesetzt", an der Kants trasszendentale Aesthetik, die es ja nur mit der „abstrakten" Zeit zu tun hat, wahrlich vergebens rüttelt. Die Setzung der Zeit als Zukunft aber ist eben der Glaube an die Wiederkunft Christi. Kein Mensch weiß um den Tag und die Stunde. Darf man eine Vermutung wagen, ohne damit frevelhaft in das Geheimnis des göttlichen Ratschlusses eindringen zu wollen, was aus der Menschheit einmal wohl geworden sein mag, wenn jener Tag, den niemand weiß, da sein wird, an dem sie an ihr Ende kommt? Es hat den Anschein, als ob allemal dann — in Zeiten, deren Kommen und Gehen vielleicht tatsächlich einem selbstverständlich nur biologisch gültigen Gesetz der „Periodizität" unterworfen ist — wenn einer einzelnen Generation der Atem des Lebens auszugehen droht, in den Gemütern vieler der Glaube an die nahe bevorstehende Wiederkunft Christi besonders lebendig ist. Vielleicht liegt nun dieser Selbsttäuschung die Ahnung eines an und für sich nicht unrichtigen Sachverhaltes zugrunde. Die

Generation kann ohne den Traum vom Geist nicht in der Welt existieren. Nicht sie erwacht aus ihm, sondern immer nur der Einzelne, und wozu dieser erwacht, darin fällt die endgültige Entscheidung seiner Existenz — für oder wider Gott. Wenn eine einzelne Generation ihren Traum vom Geist, also die geistige Bedingung ihres Bestandes in der Welt überlebt — und das ist ja möglich — dann bleibt ihr nichts anderes übrig, es wäre denn, sie bräche den natürlichen Willen der Generation, als in einem dunklen, verzweifelten Drang zum Chaos und zur Selbstvernichtung, dem sie selbst ganz ohnmächtig unterworfen ist, auch ihre biologischen, politischen, wirtschaftlichen Bestandsbedingungen zunichte zu machen. Einmal aber wird die Menschheit an und für sich als die Gesamtheit der Nationen und Generationen alle Möglichkeiten ihres Traums vom Geiste durch- und zuendegeträumt und erschöpft haben; denn diese Möglichkeiten sind ja keine unendlichen und unterliegen in ihrer Beschränktheit dem Werden und Vergehen alles natürlichen Geschehens in der Welt. Und dann wird die Menschheit, nicht nur im Einzelnen, sondern als Generation, an ihrem Ende angelangt, aus diesem Traum aufwachen — und das ist der Augenblick der Wiederkunft Christi. Mit dem Ende der Menschheit ist auch das Ende der Welt gekommen. Das alles ist eine Vermutung und ob es sich einmal wirklich so verhält, das weiß ja nur Gott.

Daß uns Gott in seiner Menschwerdung den wahren Gegenstand des erlösenden, uns zum geistigen Leben erweckenden Glaubens gab, war und ist die Offenbarung seiner göttlichen Liebe. Selbstverständlich aber konnte diese Liebe, die den Menschen zu einem geistigen Leben geschaffen, d. h. ja in ihn die Personalität des Existierens gelegt hatte, die persönliche Freiheit dieses geistigen Lebens nicht wieder aufheben. Darum wurde auch nach Gottes Menschwerdung des Menschen persönliche Entscheidung im Glauben nicht überflüssig, im Gegenteil, dadurch erst aktuell. Das Leben und Wort Jesu bringt und zwingt den Menschen zu seiner geistigen Entscheidung, er mag wollen oder nicht. Wie ja auch Jesus selbst gesagt hat: Wer nicht für mich ist, ist wider mich. Sodaß also einer, der auf die Entscheidung verzichtet — weil er es so macht wie die meisten, die

mit ihrer Personalität nichts rechtes anzufangen wissen, sie an falscher Stelle anbringen oder auch gar keinen Gebrauch von ihr machen — sich eben damit schon entschieden hat — wider Christus; aber auch wider sich selbst, wider die Personalität, d. i. die Geistigkeit seines Daseins, mag er sie auch in ihrer Scheinexistenz bis zum Augenblick des Todes behaupten.

Es gibt nur eine Religion und die ist etwas Göttliches und nichts Menschliches — das Christentum. Nur in ihr kann der Mensch ein reales Verhältnis zu Gott gewinnen. Alle anderen sind Religion nur dem Namen nach, bloße menschliche Versuche zur Religion, menschliche und darum in sich mißlingende Versuche der Erhebung des Geistes zu Gott. Denn wie sollten sie in der Erdgebundenheit unserer Existenz, in der die Wucht und Schwere des Abfalls von Gott immer wieder nach abwärts zieht, jemals gelingen, wenn nicht Gott selber uns zuhilfekommt? Und er ist uns zuhilfe gekommen. Nimmt man rationalistisch aus dem Christentum den buchstäblich zu verstehenden Glauben an die Menschwerdung Gottes hinweg oder mißversteht man die Göttlichkeit des Lebens Jesu mystisch im umgekehrten Sinne, dann steht der Mensch geistig genau so hilflos da wie im Heidentum — wenn ihn auch sein Hochmut des Geistes das zunächst nicht wahrnehmen läßt. Freilich fühlte sich der Grieche nicht hilflos, aber nur, weil er die Gefahr seiner geistigen Verlorenheit nicht erkannte. Und wir sind ohne Christus und den Glauben an ihn nicht nur ohne jede Orientierung, sondern auch geistig verloren. Denn keineswegs ist der Mensch in seinem dunklen Drange des rechten Weges sich bewußt. Sieht man im Christentum von der Göttlichkeit Jesu ab — in jenem Sinne genommen, in dem Gott sich uns als geistige Realität offenbarte und der von uns den Glauben fordert — so träumt man den alten Traum vom Geist weiter. Man wacht vielleicht sogar einmal aus ihm auf. Aber dann ist dieses Erwachen ohne Christus etwas Entsetzliches: die geistige Verlorenheit unserer Existenz als f a i t a c c o m p l i.

*

Das alles begriff und verstand der blendende Scharfsinn und ja wirklich staunenswerte Tiefsinn Otto Weiningers, dieses wahrhaft letzten Philosophen des Idealismus, nicht. Auch er war

Zeichen einer Zeit, die es in furchtbarer Weise offenbar machen sollte, was aus der Menschheit wird, wenn sie es wagt, am Leben und Wort Christi, ohne den Glauben und ohne die Liebe, vorbeizuleben.

SÖREN KIERKEGAARD: EINE MÖGLICHKEIT

Die lange Brücke hat ihren Namen von der Länge. Als Brücke ist sie nämlich lang, als Weg freilich nicht ebenso: wovon man sich mit Leichtigkeit überzeugt, indem man den Weg über sie zurücklegt. Ist man aber auf der anderen Seite, in Christianshafen, so meint man doch wieder, daß man einen weiten Weg gegangen sei, denn man ist weit, weit weg von Kopenhagen. Man merkt sofort, daß man nicht mehr in einer Haupt- und Residenzstadt ist; man vergißt in gewissem Sinne das lärmende Gedränge auf den Straßen, worin man sich so zufällig trifft und so zufällig verliert; man ist wie außerhalb seines Elements, wenn man aus der hastigen, aufgeregten Menge herausgetreten ist, worin jeder gegen den andern sich in gleicher Weise geltend macht und jeder mit dem andern zu dem allgemeinen Spektakel das Seinige beiträgt. In Christianshafen herrscht eine stille Ruhe. Da scheint man das sich kreuzende Streben nicht zu kennen, das die Bewohner der Hauptstadt zu einer so geschäftigen Tätigkeit antreibt. Da ist es nicht mehr, als bebte die Erde unter den Füßen; da steht man so sicher, wie es ein Astronom für seine Beobachtung nur wünschen kann. Man sieht sich vergebens um nach jenem sozialen *poscimur* der Hauptstadt, wo es leicht geht eben mitzugehen; wo man jeden Augenblick sich selbst los werden kann, weil man überall von „Leitern" umgeben ist; wo man jederzeit einen Platz in einem „Omnibus" findet. Man fühlt sich verlassen und gefangen in der Stille, die einen isoliert; wo man sich selbst nicht los werden kann, weil man überall von „Nicht-Leitern" umgeben ist. In manchen Quartieren sind die Straßen so leer, daß man seinen eigenen Tritt hört. Auch aus den großen Packhäusern hat sich das geschäf-

tige Treiben von ehedem verloren; in den öden Räumen hört man nichts als den Widerhall seiner eigenen Stimme. Dann gibt es auch bevölkerte, ja übervölkerte Quartiere. Da ist wohl Leben in den Straßen. Aber die Menschen machen keinen lauten Lärm, nur jenes gedämpfte Geräusch, das wie das Summen an einem heißen Sommertag auf dem Lande die Stille mehr vernehmbar macht als daß es sie störte. Wohin du aber in Christianshafen blickst, kommt dir Wehmut entgegen: dort die wehmütige Erinnerung an eine größere Vergangenheit; hier das wehmütige Idyll der Armut und des Elends . . . . . Nur einen schmalen Meeresarm hat man überschritten, und man ist weit, weit weg in einer ganz andern Welt. An die nahe Hauptstadt erinnern nur gewisse verdächtige Gestalten, denen die Polizei ihre spezielle Aufmerksamkeit widmet. Alles andere ist ärmliche Kleinstadt. Und wie in der Kleinstadt kennt jeder den andern. Jeder weiß, daß jener arme Tropf morgen wie heute betrunken durch die Straßen taumelt; jeder weiß, daß dieser da ein Schwachsinniger ist, der von allen gekannt, um niemand sich bekümmernd sein einförmiges Leben für sich abspinnt.

Vor einigen Jahren sah man so in dem südlichen Teil des Strandwegs zu einer bestimmten Zeit des Tages einen mageren, hochgewachsenen Mann mit abgemessenen Schritten auf dem Trottoir hin- und zurückgehen. Er mußte jedermann auffallen; denn der Weg, den er zurücklegte, wa so kurz, daß auch der Fremde auf ihn aufmerksam werden mußte, und er ging weder wie ein Mensch in Geschäften noch wie sonst ein Spaziergänger. Wer ihn öfters betrachtete, konnte in ihm ein Beispiel für die Macht der Gewohnheit sehen. Der Schiffer, der vom Schiff her gewohnt ist nur auf das Deck hin- und zurückzugehen, sucht sich auf dem Lande eine Strecke von derselben Länge und geht nun dort ebenso mechanisch hin und zurück. So auch der Buchhalter, wie man ihn nannte. Wenn er an das Ende der Straße kam, so war es wie wenn er gegen eine unsichtbare Schranke anstieße: er machte halt, stand eine Weile stille, hob den Kopf, drehte sich um, schlug die Augen wieder nieder und ging darauf seinen Weg zurück.

Er war natürlich im ganzen Quartier bekannt. Obschon er aber

schwachsinnig war, hatte er unter keiner Zudringlichkeit zu leiden; im Gegenteil, er wurde von den Umwohnern mit einer gewissen Ehrerbietung behandelt. Das hatte er seinem Vermögen zu verdanken und seiner Gutherzigkeit und seinem vorteilhaften Aeußeren. Wohl hatte sein Gesicht den monotonen Ausdruck, der für eine gewisse Art Schwachsinn so charakteristisch ist; aber er hatte schöne Züge, war schlank und gut gebaut und äußerst sorgfältig, ja elegant gekleidet. Auffällig trat sein Schwachsinn auch nur vormittags zwischen 11 und 12 hervor, wenn er zwischen der Waisenhausbrücke und dem südlichen Ende der Straße auf dem Trottoir hin und her ging. Den übrigen Teil des Tages hing er wohl auch seinen unseligen Gedanken nach, aber es verriet sich nicht so deutlich. Da sprach er mit den Menschen, machte auch längere Spaziergänge, ließ sich auf dies und das ein; aber zwischen 11 und 12 brachte man ihn auf keine Weise dazu, daß er seinen Spaziergang unterlasse oder weiter ausdehne; da antwortete er nicht, wenn man ihn fragte, dankte nicht einmal für den Gruß, er, der sonst die Höflichkeit selbst war. Ob diese Stunde eine besondere Bedeutung für ihn hatte, oder ob der Grund seines sonderbaren Benehmens ein körperlicher Zustand war, der sich (wie es ja wohl vorkommt) regelmäßig wiederholte; das habe ich nie erfahren können, solange er lebte, und nach seinem Tode war niemand, von dem ich eine zuverlässige Aufklärung hätte erhalten können.

Während nun das Verhalten der Umwohner gegen ihn fast an das der Indianer gegen ihre Geisteskranken erinnerte, denen sie eine besondere Verehrung erweisen, machten sie sich doch vielleicht in der Stille manche Gedanken über den Grund seines Unglücks. Es ist ja nicht gerade selten, daß die sogenannten Klugen durch solche Vermutungen reichlich ebensoviel Disposition zur Verrücktheit oder vielleicht noch mehr Albernheit verraten als der Geisteskranke selbst hat. Diese sogenannten Klugen sind nämlich nicht selten dumm genug, alles zu glauben was ein Verrückter sagt; und nicht selten sind sie dumm genug, in allem was er sagt nur eben Verrücktheit zu sehen. Und doch weiß ein Geisteskranker manchmal mit verwunderlicher Klugheit zu verbergen, was er verbergen will; und manches Wort eines

Verrückten enthält eine Weisheit, deren sich der Weiseste nicht zu schämen brauchte. Aber wie mancher Kluge meint, daß die zufälligste Bagatelle für das Geschick einer ganzen Welt den Ausschlag geben könne, so meint mancher Kluge auch, der Wahnwitz habe keinen tieferen Grund, sondern könne durch ein Nichts veranlaßt werden: eine Weisheit, die auf ein denkfaules Publikum des Eindrucks nicht verfehlt. Uebrigens behielten die Bewohner von Christianshafen ihre Gedanken über den Buchhalter für sich, wohl weil er allgemein beliebt war; und eigentlich habe ich nie mehr als eine Vermutung über die Ursache seines Unglücks gehört. Vielleicht ist sie überhaupt die einzige gewesen; und um nicht selbst in den Verdacht zu kommen, daß bei mir eine Schraube los sei, will ich nicht obstinat auf der Idee beharren, daß es unter den Bekannten des Buchhalters nicht weniger kluge Leute gegeben habe, als sonstwo. Also mir ist nur eine Vermutung zu Ohren gekommen und die war, daß er sich in die Königin von Spanien verliebt habe. Das war nun freilich ganz ins Blinde hineingeraten; und die klugen Leute, die darin des Rätsels Lösung fanden, hatten nicht einmal das hervorstechendste Symptom seiner Verrückheit beachtet, nämlich seine entschiedene Vorliebe für Kinder. Er verbrauchte eigentlich sein Vermögen dazu, Kindern Gutes zu tun; darum war er auch von den armen Leuten aufrichtig geliebt und deren Kinder wurden streng angewiesen, ihn ehrerbietig zu grüßen. Aber vormittags zwischen 11 Uhr 12 Uhr erwiderte er keinen Gruß. Ich war öfter selbst Zeuge, wie ein armes Weib mit ihren Kindern an ihm vorüberging und alle ihn ebenso freundlich wie ehrerbietig grüßten; er aber sah nicht auf. Wenn dann das arme Weib vorbei war, so schüttelte sie nur den Kopf. Die Situation war eigentlich rührend, denn er erwies seine Wohltaten in einem ganz besonderen Sinne umsonst. Wie das Leihhaus für sechs Prozent hilft, so nimmt mancher Reiche und Mächtige und Glückliche und mancher Mittelsmann zwischen ihm und dem Armen Wucherzinsen von der Gabe: nämlich eine entwürdigende Dankbarkeit, die dem Armen sein Unglück noch empfindlicher macht. Nicht so der Buchhalter. Das arme Weib, das er mit Geld unterstützte, fühlte sich kaum versucht, ihn um sein

Glück zu beneiden, und über ihr eigenes Unglück noch mißmutiger zu werden: ach, sie sah nur zu deutlich, daß ihr „hochwürdiger und edler Wohltäter" weit unglücklicher war als sie selbst. Sein Geld half ihr, ihm konnte es nicht helfen.

Doch beschäftigte er sich mit den Kindern nicht bloß, weil sie ihm Gelegenheit zum Wohltun gaben; nein, sie interessierten ihn selbst, und zwar auf eine ganz besondere Weise. Sobald er außerhalb der Stunde von 11 auf 12 ein Kind sah, belebte sich der monotone Ausdruck in seinem Gesichte und mancherlei Stimmungen spiegelten sich darin. Er ließ sich mit dem Kinde ein, unterhielt sich mit ihm, und währenddessen betrachtete er das Kind mit einer Aufmerksamkeit, als wäre er ein Maler, der nur Kindergesichter malte.

Das konnte man auf der Straße sehen; wer aber in sein Zimmer kam, sah noch viel Verwunderlicheres. Es ist nicht eben selten, daß man von einem Menschen einen höchst verschiedenen Eindruck bekommt, wenn man ihn in seinem Heim sieht, und wenn man ihn draußen sieht. Bei Magiern, Alchimisten und Astrologen gehört das sozusagen zum Begriff; wie der berühmte Dapsul von Zabelthau unter den Menschen aussah wie andere Menschen, in seinem Observatorium aber trug er einen hohen spitzen Hut, hüllte sich in einen Mantel von grauem Kalamank, hatte einen langen weißen Bart und sprach mit einer verstellten Stimme, so daß seine eigene Tochter ihn nicht kannte und für den Knecht Ruprecht hielt. Aber diese doppelte Existenz ist gar keine so seltene Ausnahme und es gibt noch ganz andere Differenzen zwischen dem Menschen innerhalb seiner vier Wände und dem Menschen draußen im Leben. Das war nun bei dem Buchhalter doch nicht der Fall; aber man sah in seinem Zimmer mit Verwunderung, wieviel Ernst in seiner Beschäftigung mit den Kindern lag. Er hatte sich eine nicht unbedeutende Bibliothek gesammelt. Alle Bücher waren physiologischen Inhalts, manche mit den wertvollsten Kupferstichen illustriert. Außerdem aber hatte er ganze Serien eigener Handzeichnungen. Da fand man Gesichter, die bis zur Porträtähnlichkeit ausgeführt waren, und dann eine Reihe von Gesichtern, in denen die Aehnlichkeit sukzessive bis auf einen kleinen Rest ver-

schwand. Man fand Gesichter, die nach mathematischen Proportionen ausgeführt waren; an anderen wurde dann veranschaulicht, wie sich durch Verschiebung der Verhältnisse der Gesamteindruck veränderte. Man fand Gesichter, die nach physiologischen Beobachtungen konstruiert waren, und diese waren dann wieder kontrolliert durch andere Gesichter, die auf Grund von Hypothesen entworfen waren. Insbesondere war es die Familienähnlichkeit, die Art, wie sich die Abstammung offenbart, was ihn physiologisch, physiognomisch und pathologisch beschäftigte. Es ist vielleicht zu bedauern, daß seine Schriften nicht veröffentlicht wurden; denn wohl war er schwachsinnig, aber ein Schwachsinniger ist nicht eben der schlechteste Beobachter: die fixe Idee kann den Spürsinn bis zu einem hohen Grade entwickeln. Wer durch Neugier zum Beobachter wird, sieht viel; der Beobachter, den ein wissenschaftliches Interesse treibt, wird Achtungswertes leisten; wenn der Kummer beobachtet, entdeckt er manches, was andere nicht sehen: am meisten aber sieht vielleicht ein schwachsinniger Beobachter. Er beobachtet schärfer (wie die Sinne gewisser Tiere schärfer sind als die der Menschen), und er hat mehr Ausdauer. Nur müssen seine Beobachtungen (das versteht sich von selbst) immer erst verifiziert werden.

Wenn er sich leidenschaftlich mit seinen Forschungen beschäftigte, hätte er den meisten wohl nicht den Eindruck des Schwachsinnigen gemacht, obgleich er gerade dann ganz im Banne seiner fixen Idee war. Wie allem wissenschaftlichen Forschen ein x zugrunde liegt, das gesucht wird, und wie andererseits das wissenschaftliche Forschen von einer ewigen Voraussetzung getragen ist, deren Gewißheit sich durch die Beobachtung zu bekräftigen sucht: so hatte auch seine bekümmerte Leidenschaft ihr x, das sie suchte (er wollte das genaue Gesetz der durch die Abstammung vermittelten Aehnlichkeit finden, um mit seiner Hilfe zu erfahren, was er wissen sollte); und sie ruhte auf einer Voraussetzung, der seine Phantasie eine fatale Gewißheit gab: daß ihm seine Forschung eine traurige Tatsache bekräftigen werde, die ihn selbst betraf.

Er war der Sohn eines Unterbeamten, der in dürftigen Ver-

hältnissen lebte. Früh wurde er in dem Geschäft eines der reichsten Kaufleute untergebracht. Er war still, zurückhaltend, etwas verlegen, besorgte aber seine Geschäfte mit einer Einsicht und Pünktlichkeit, die ihm bald das volle Vertrauen seines Chefs erwarb. Nebenher las er viel, übte sich auch in fremden Sprachen, und entwickelte ein entschiedenes Talent für das Zeichnen, das er hatte. Jeden Tag machte er seinen Besuch bei den Eltern, deren einziges Kind er war. So lebte er hin, unbekannt mit der Welt. Als Buchhalter hatte er eine angenehme Stellung und schon früh auch ein recht ansehnliches Einkommen. Geld schafft Tugend, sagt der Engländer; Geld schafft aber auch Laster. Doch wurde diesem jungen Manne das Geld, das er hatte, nicht zur Versuchung. Ihm ging nach wie vor ein Jahr um das andere dahin, und er entfremdete sich der Welt immer mehr. Er selbst merkte das kaum, denn seine Zeit war stets ausgefüllt. Nur je und je ging ihm eine Ahnung in der Seele auf, die ihn über sich selbst stutzen machte. Da war ihm plötzlich, als müsse er sich auf etwas besinnen, das er vergessen haben mußte, ohne daß er doch begreifen konnte, was es sein sollte . . . Und in der Tat hatte er etwas vergessen: er hatte vergessen jung zu sein und sich seiner Jugend zu freuen, als es Zeit dazu war.

Da lernte er ein paar andere junge Kaufleute kennen, die in der Welt besser zu Hause waren. Sie entdeckten bald seine Unbehilflichkeit, aber sie hatten doch auch so viel Achtung für seine Tüchtigkeit und seine Kenntnisse, daß sie ihn seinen Mangel kaum je merken ließen. Bisweilen luden sie ihn auch ein, daß er an einer kleinen Belustigung teilnehme, einen kleinen Ausflug mitmache, mit ins Theater gehe; er tat das und es behagte ihm. Auch die andern hatten unfraglich keinen Schaden von seiner Gesellschaft: seine Verlegenheit legte ihrer Lustigkeit einen wohltätigen Zügel an, daß sie nicht zu ausgelassen wurde; seine Reinheit gab dem Vergnügen einen edleren Anstrich, als es ihn sonst wohl hatte. Aber Verlegenheit ist keine Macht, die sich behaupten und geltend machen kann; und ob nun einmal jene Wehmut in ihm revoltierte, die je und je den Weltfremden überkam, oder was sonst der Grund sein mochte: eine der

Touren endete mit einem ungewöhnlich glänzenden Souper. Mutwillig waren die beiden immer; jetzt wurde ihnen seine Verlegenheit zum Inzitament, und das peinliche Gefühl davon wurde ihm wieder zu einem Inzitament, und das wirkte immer stärker, je mehr sie durch den Wein erhitzt wurden. Nun nahmen ihn die anderen mit sich. In der Exaltation war er ein ganz anderer Mensch geworden . . . und er war in schlechter Gesellschaft. So besuchten sie auch eines der Häuser, wo man, sonderbar genug, die Verächtlichkeit eines Weibes mit Geld bezahlt. Was hier vorfiel, wußte er selbst nicht mehr.

Den folgenden Tag war er verstimmt und unzufrieden mit sich selbst. Der Schlaf hatte die Eindrücke verwischt; aber so viel war ihm doch geblieben, daß er die Gesellschaft dieser Freunde nicht mehr aufsuchte. War er zuvor fleißig gewesen, so wurde er es jetzt noch mehr. Der Schmerz darüber, daß ihn seine Freunde so verleitet hatten, oder darüber, daß er überhaupt solche Freunde gehabt hatte, machte ihn noch zurückhaltender. Dazu trug der Tod seiner Eltern noch weiter bei.

Bei dem Chef der Firma hingegen stieg sein Ansehen mit seiner Tüchtigkeit. Er wurde dessen Vertrauensmann, und es war schon im Werk, daß er Teilhaber des Geschäftes werde; da wurde er krank bis zur Gefahr des Todes. Als er dem Tode am nächsten war und schon im Begriffe „die ernste Brücke der Ewigkeit" zu betreten, erwachte plötzlich eine Erinnerung in ihm, eine Erinnerung an jene Begebenheit, die bis dahin für ihn eigentlich gar nicht existiert hatte. In der Erinnerung nahm die Begebenheit eine bestimmte Gestalt an, die ihm sein Leben mit dem Verlust seiner Reinheit abschloß. Er wurde geheilt; als er sich aber gesund wieder von seinem Lager erhob, nahm er eine Möglichkeit mit sich. Diese Möglichkeit verfolgte ihn, und er verfolgte diese Möglichkeit in seinem leidenschaftlichen Forschen. Diese Möglichkeit verschloß ihm den Mund, so daß er in ein brütendes Schweigen verfiel; und diese Möglichkeit belebte seine Züge, wenn er ein Kind sah: die Möglichkeit, daß ein anderes Wesen ihm das Leben schulde. Diese Möglichkeit machte ihn vor der Zeit alt. Was er mit solcher Bekümmernis suchte, das war eben dieses unglückliche Kind, oder ob ein

solches vorhanden sei. Daß ihm jeder Weg zur Gewißheit abgeschnitten war (jene beiden fatalen Freunde waren längst in Amerika verschollen), das machte ihn schwachsinnig. Und sein Schwachsinn wurde dadurch so dialektisch, daß er nicht einmal wußte, ob er sich im Fieber nur etwas eingebildet hatte oder ob angesichts des Todes die Erinnerung an etwas Wirkliches in ihm erwacht war. Sieh! So endete es damit, daß er zwischen 11 und 12 schweigsam, mit gebücktem Haupte den kurzen Weg auf und ab wandelte, und daß er die übrige Zeit des Tages den ungeheuren Umweg durch die verzweifelten Verschlingungen aller möglichen Möglichkeiten durchwanderte, um womöglich eine Gewißheit und dann das Gesuchte zu finden.

Indessen konnte er zunächst noch seine Geschäfte auf dem Kontor ganz wohl versehen. Er war genau und pünktlich wie immer. Er schlug sein Hauptbuch und seine Kopierbücher nach: aber dann durchzuckte ihn der Gedanke, daß das eine unnütze Mühe sei und er etwas ganz anderes nachzuschlagen hätte. Er machte zum Schlusse des Jahres seinen Rechnungsabschluß; und dann durchzuckte ihn der Gedanke, daß diese Abrechnung nur eine Bagatelle sei gegenüber der Abrechnung mit der ungeheuren Schuld, die vielleicht auf ihm liege.

Da starb der Chef der Firma und hinterließ ein großes Vermögen. Da er kinderlos war und den Buchhalter immer wie einen Sohn geliebt hatte, setzte er ihn zu seinem Erben ein. Und darauf gab der Buchhalter das Geschäft auf und widmete sich seiner Forschung.

Nun hatte er ja otium. Doch wäre seine gramvolle Erinnerung vielleicht nicht zur fixen Idee geworden, wenn nicht ein Nebenumstand dazu gekommen wäre, wie ein solcher ja im Leben manchmal den Ausschlag gibt. Er hatte noch einen einzigen Verwandten, einen Vetter seiner verlorbenen Mutter, kurzweg „der Vetter" genannt. Zu ihm, der schon ein alter Junggeselle war, war er nach dem Tode seiner Eltern gezogen; mit ihm nahm er seine tägliche Mahlzeit ein, erst als Buchhalter und dann auch noch als wohlhabender Privatier. Der Vetter gefiel sich in einer Art zweideutiger Witze, die man (was psychologisch leicht zu erklärne ist) bei älteren Leuten häufiger hört als

bei jüngeren. Kann das simple, einfältige Wort, das zurückbleibt, wenn alles gehört und das meiste vergessen ist, in dem Munde des alten Mannes ein Gewicht bekommen, das es sonst nicht hat, so kann auch eine leichtfertige Zweideutigkeit in dem Munde des Aelteren gefährlicher werden als sonst, namentlich wenn man so disponiert ist wie der Buchhalter es war. Unter anderen Witzen, die der Vetter stereotyp wiederholte, konnte er auch den nicht oft genug preisgeben, daß kein Mann, auch der verheiratete nicht, mit Bestimmtheit wissen könne, wie viele Kinder er habe. So war der Vetter nun einmal. Sonst ein guter Kerl, ein angenehmer, aufgeräumter Gesellschafter, konnte er nun einmal ohne Zweideutigkeit und Schnupftabak nicht sein. Der Buchhalter hatte ohne Zweifel das ganze Repertoire des Vetters und darunter auch jenen Witz schon manchesmal über sich ergehen lassen, ohne daß er ihn eigentlich gehört und erfaßt hätte. Nun aber zielte das zweideutige Wort beständig nach seiner schwachen Seite; es war wie berechnet darauf, ihn da zu verwunden, wo er am empfindlichsten war. So erging er sich in seinen Grübeleien, und der Witz, mit dem der Vetter nur die Unterhaltung würzen wollte, wurde die Veranlassung dazu, daß sich der Gedanke an jene Möglichkeit immer tiefer in sein Gemüt eingrub. So arbeitete die Schweigsamkeit des Verschlossenen und die Geschwätzigkeit eines Witzbolds im Verein so lange an dem Unglücklichen, bis dessen Verstand es in diesem wunderlichen, unheimlichen Haushalt nicht mehr aushielt. Da kündigte er den Dienst, und an seine Stelle trat der Schwachsinn.

In der Hauptstadt ist lärmendes Leben; in Christianshafen dagegen herrscht stille Ruhe. Da scheint man die Zwecke und Ziele nicht zu kennen, die die Bewohner der Hauptstadt in eine so geschäftige Bewegung versetzen, noch auch die Differenzen zwischen den Menschen, die das letzte Motiv dieses aufgeregten Lebens sind. Der arme Buchhalter wohnte in Christianshafen; da hatte er seine Heimat im bürgerlichen Sinne, da war er auch in einem anderen Sinne, im Sinn des Dichters, zu Hause. Ob er nun aber zum Ursprung jener Erinnerung durch spezielle historische Nachforschung zu gelangen suchte; oder ob er auf dem ungeheuren Umweg allgemeiner Betrachtungen mit Hilfe trüge-

rischer Hypothesen jenes unbekannte x in eine benannte Größe zu verwandeln suchte: er fand nicht was er suchte. Bisweilen wich es ihm zurück in eine weite, unbestimmte Ferne; bisweilen sah er es so greifbar nahe, daß er nur die Anklage seines eigenen Gewissens vernahm, wenn ihm die armen Leute im Namen der Kinder für seine reichen Gaben dankten. Da schien es ihm, als kaufte er sich von seiner heiligsten Pflicht los, als gäbe er, der Vater, dem eigenen Kinde ein Almosen. Wie fürchterlich! Darum wollte er keinen Dank haben: der Dank klang in seinem Ohre wie ein Fluch; aber er konnte es auch nicht lassen zu geben. Und arme Leute haben selten einen so edlen und würdigen Wohltäter gefunden, eine Hilfe, die ihnen auf so ansprechende Weise zuteil geworden wäre.

Aber hätte nicht ein verständiger Arzt etwas für ihn tun können? Er hätte versuchen können durch ein allgemeines Räsonnement jene erste Möglichkeit zu entfernen, aus der alles weitere folgte. Oder er hätte sich dem Kranken darin akkommodieren können, daß er die Möglichkeit als eine traurige Tatsache behandelte, und hätte dann mit Hilfe seines ärztlichen Wissens eine weitere Folge aus dieser Tatsache als so unwahrscheinlich erweisen können, daß jedermann jeden Gedanken daran aufgegeben hätte — nur der Schwachsinnige nicht. Ueberhaupt hätte der Arzt, ob er ihn so oder so hätte anfassen wollen, gewiß nur das genaue Gegenteil von dem erreicht, was er bezweckte. Denn er hätte doch nur versuchen können, die Möglichkeit, die den Buchhalter ängstete, durch andere Möglichkeiten zu verdrängen. Bei einem robusteren Menschen mochte das gelingen. Der arme Buchhalter, bei der Hyperästhesie seines Gemüts, hätte aus jeder neuen Möglichkeit, die er entdeckte, nur neue Nahrung für seine selbstquälerische Bekümmernis gezogen. Hätte ihm jemand helfen wollen, es war ihm nicht zu helfen . . . . .

Ich sah ihn öfters, wenn er den Strandweg auf und ab wanderte, und auch sonst je und je an andern Orten. Einmal traf ich ihn in einem Café. Bald erfuhr ich, daß er dort alle vierzehn Tage den Abend zubrachte. Er las dann die Zeitungen, trank ein Glas Punsch und unterhielt sich mit einem alten Schiffskapitän, der dort Stammgast war. Der Kapitän war hoch in den

Siebzigern, ganz weiß, von gesundem Aussehen und noch kräftig; seine ganze Gestalt deutete nicht darauf hin, daß er sich noch in anderer Weise denn als Seemann im Leben umgetrieben habe. Das war denn auch nicht der Fall. Wie sich diese beiden kennen gelernt hatten, weiß ich nicht; sie hatten sich eben im Café getroffen und trafen sich immer nur dort. Dabei sprachen sie bald englisch, bald dänisch, bald auch beide Sprachen durcheinander. Der Buchhalter war ein ganz anderer Mensch, sowie er seinen Freund sah. Er grüßte ihn auf englisch, was den alten Seemann immer in eine gute Laune versetzte; er sah dabei so schalkhaft aus, daß man ihn kaum wieder kannte. Der Kapitän hatte nicht mehr das beste Gesicht; auch hatte er mit den Jahren die Fähigkeit verloren, das Aeußere der Menschen zu beurteilen. So konnte der Buchhalter, der erst in den Vierzigern stand und hier gerade jünger aussah als sonst, dem Kapitän einbilden, daß er sechzig Jahre alt sei. Diese Fiktion führte er konsequent durch. Der Kapitän war als Seemann in seiner Jugend ein lustiger Bruder gewesen; aber gewiß in allen Ehren: seine Miene war so würdig und sein ganzes Wesen so ansprechend, daß man wohl für seine Vergangenheit einstehen konnte. Seine Liebhaberei war lustige Geschichten zu erzählen von den Tanzböden in London und von dem Verkehr mit den Mädchen, und dann von Indien. Im Laufe des Gesprächs stießen sie an. Der Kapitän sagte: „Ja, so wars in unserer Jugend, aber nun sind wir alt. Aber ist denn das richtig: wir? Wie alt sind Sie denn?" „Sechzig Jahre", antwortete der Buchhalter. Und dann stießen sie wieder an . . . . Armer Buchhalter! Das war also der einzige Ersatz für eine verlorene Jugend; und auch da schlug nur der brütende Ernst des Schwachsinns in sein Gegenteil um . . . . Die ganze Situation war so humoristisch angelegt; der Betrug mit den sechzig Jahren war so kindlich und so tiefsinnig: daß ich hier wieder einmal sah, wieviel man von einem Schwachsinnigen lernen kann.

Endlich starb der Buchhalter. Er war nur wenige Tage krank. Als es damit Ernst wurde, daß er im Tode die schreckliche Brücke der Ewigkeit betreten sollte, da schwand die Möglichkeit dahin, die doch nur ein Irrtum gewesen war. Aber seine Werke folgten ihm nach und der Segen der Armen und die dankbare

Erinnerung der Kinder, wieviel er für sie getan hatte. Ich geleitete ihn zu seiner letzten Ruhestätte. Auf dem Heimweg kam ich zufällig in den gleichen Wagen mit dem Vetter. Ich wußte, daß er ein Testament gemacht hatte, und der Vetter war auch gar nicht geldgierig; so erlaubte ich mir die Bemerkung, es liege etwas Wehmütiges darin, daß er Junggeselle geblieben sei und deshalb keine Kinder habe, denen er sein Vermögen hinterlassen könnte. Obschon der Vetter durch den Todesfall wirklich ergriffen war, stärker als ich erwartet hatte, konnte er sich doch nicht enthalten zu sagen: „Ja, mein guter Freund, kein Mann, auch der Verheiratete nicht, kann wissen, wie viele Kinder er hat". Es war ja nur eine Redensart, bei der er vielleicht überhaupt nichts dachte; das milderte den Eindruck; aber es ist doch etwas Fatales, sich eine solche Redensart angewöhnt zu haben. Ich habe Verbrecher gekannt, die sich wirklich gebessert hatten, wirklich einen Eindruck von etwas Höherem bekommen hatten und das auch durch ihr Leben bezeugten; und doch konnte es ihnen begegnen, daß sich in ei. ernsthafte religiöse Aussprache die abscheulichsten Reminiszenzen einmengten, ohne daß sie selbst das merkten.

Die „Lange Brücke" hat ihren Namen von der Länge. Als Brücke ist sie nämlich lang, als Weg nicht ebensosehr; wovon man sich mit Leichtigkeit überzeugt, indem man den Weg über sie zurücklegt. Aber wenn man dann auf der anderen Seite ist, so glaubt man über die Brücke doch einen weiten Weg zurückgelegt zu haben. Denn man ist weit, weit weg von Kopenhagen.

LORENZ LUGUBER:
RÜCKBLICK AUF GALIZIEN

Wenn die Abende, die fernen,
Tiefer in die Seele dunkeln,
Trauer vor verhängten Sternen
Milder will die Nacht durchfunkeln,

Geist der Stunden, die uns glichen,
Sich entwand dem hellen Wahn —
Welt ist tot und Zeit verblichen,
Ewigkeit weit aufgetan!

Heiß umfängt noch letzter Blick
Die zerwühlte Gotteserde:
Opfer, trägt sie ihr Geschick
Stumm wie letzten Glücks Beschwerde —

Und da diesem Blick ergeben
Blinde Schwermut heimwärts trachtet,
Heimwärts in dies ird'sche Leben,
Das vom ew'gen schon umnachtet:

Laß noch, Irrsinn, vor dem Ende,
Wildfang zwischen Totenhügeln,
Spuk am Kreuz der Zeitenwende,
Deinen Fluch mich überflügeln!

Denn die Liebe, die im Lachen
Eines Weibs wie Schnee hinknistert,
Ist der Leidenschaft des Schwachen
Wie ein letzter Trost verschwistert.

Ueber Trümmer, über Leichen
Tanzt ein Schwarm verstörter Lüste.
Unterm Schatten finstrer Eichen
War es eine, die mich küßte.

O wie glüht an wundem Munde
(Distelkind, du stachst mich gut!)
Leid und Lust der einen Stunde:
Luscha! Liebling! Wunderblut!

Wie ein Schwert, das Gott geschliffen,
Lag sie quer mir überm Knie.
Waffe, gegen mich ergriffen,
Gott sieh her: noch wäg ich sie!

Kann es nimmermehr vergessen,
Wie die Welt nach Abschied roch:
Hab dich doch und nie besessen —!
Judenmädchen! Lebst du noch?

Schicksalsfrage, nie verstummt,
Ueber fernstem Wald verwittert . . .
Tief in Daseins Last vermummt
Traumgast stehst du, ganz erschüttert:

Denn du fühlst, um Stirb und Werde
Ewig Ungebornes kreist,
Dessen Schrei Wehmutter Erde
Bang in Gottes Schweigen weist.

ERIK PETERSON:
DER HIMMEL DES GARNISONSPFARRERS

Ich las kürzlich die Akten eines Prozesses, in welchem ein Soldat im Jahre 1916 vor dem Gouvernements-Gericht Grodno angeklagt war, weil er während des evangelischen Gottesdienstes — als der Garnisonspfarrer von der Begeisterung in den denkwürdigen Augusttagen 1914 gesprochen hatte — sich zu dem Zwischenrufe hatte hinreißen lassen: „Du sollst nicht töten!" Das Gericht verurteilte den bisher noch Unbescholtenen, dessen Zwischenruf nach richterlichem Urteil nicht als Aufwiegelung betrachtet werden konnte, wegen öffentlicher Störung des Gottesdienstes zu der Höchststrafe von drei Jahren Gefängnis.

„In Erwägung, daß in der jetzigen schweren Zeit, die des Gottesdienstes so notwendig bedarf, jede Störung als besonders schweres Vergehen erscheinen muß."

Der Verurteilte legte ein ärztliches Zeugnis vor und bat um Milderung der Strafe, weil er sonst nicht lebend das Gefängnis verlassen würde. Umsonst. Die Strafe blieb. Der Pfarrer erklärte, es handelte sich um einen „völlig verhetzten, zielbewußten Sozialdemokraten", der den Zwischenruf absichtlich herbeigeführt habe, „um auf längere Zeit ins Gefängnis zu kommen und sich dem Dienst für das Vaterland an der Front zu entziehen." Er wanderte ins Gefängnis und war nach zwei Jahren tot.

Nehmen wir nun an, der Garnisonspfarrer sei zur selben Stunde gestorben — es ist nur eine dichterische Möglichkeit, im übrigen wünschen wir, daß der Garnisonspfarrer noch recht lange lebe und sich eines guten Gewissens erfreue — nehmen wir es also an, so wäre ja der Fall denkbar, daß beide zur selben Zeit an der Himmelstür erschienen wären. Der Garnisonspfarrer hätte den Angeklagten bei der Hand genommen und ihn zu dem Sohne Gottes, zu dem allerhöchsten Gerichtsherrn, geführt, den er ja schon seit langem kannte. Dann wäre Jesus ohne Zweifel auf einen Wink des Garnisonspfarrers drohend auf den Soldaten-

zugegangen und hätte ihm gesagt: „Was, du wagst es, einen christlichen Gottesdienst durch Erinnerung eines göttlichen Gebotes zu stören! Gebote sind für die Kinder da, welche sie auswendig zu lernen haben, für Erwachsene aber ist die frohe Botschaft bestimmt, welche die Waffen einsegnet, hast du das noch nicht begriffen? Hat dir denn dein Pfarrer nie gesagt, daß du das Vaterland über alles zu stellen hast, auch über die Gebote des Katechismus? Hast du nie das Wort des „Gottesmannes" Luther gehört, welcher sagt, das „Kriegs- und Schwertamt" sei ein an sich göttliches Amt und „der Welt so nötig und nützlich wie Essen und Trinken"? Begreife es doch, wenn du essen und trinken willst, so mußt du auch töten, lügen, betrügen, Politik treiben und Gewalt antun! Dein Arzt hatte recht, als er in seinem Gutachten schrieb, daß du durch „komplizierte Schrift- und Machwerke auf religiösem und politischem Gebiet" glaubtest, ..das Alleinseligmachende und Menschenbeglückende gefunden zu haben, dabei aber die Hälfte davon nur verdaut hast." Begreife es doch: die eine Hälfte heißt: du sollst nicht töten. Die andere Hälfte aber heißt: du darfst töten, um Geld und Gut zu verteidigen — zumal wenn du selber keines hast. Berufe dich doch nicht auf die Bibel. Man muß sie richtig verstehen. Man muß sie so verstehen, wie Staats- und Militärbeamte sie verstehen und auf der Kanzel auslegen. Du behauptest, ich hätte mich früher anders geäußert? Das ist ein Irrtum. Ich habe nicht den Armen, sondern den Reichen selig gepriesen, nicht den Friedfertigen, sondern den, der die meisten Kanonen und die besten Giftgase hat. Ich habe nie etwas für die Barmherzigkeit übrig gehabt, sondern war immer der Meinung, daß in dem Leben, das ihr auf der Welt zu führen habt, Unbarmherzigkeit die beste Barmherzigkeit ist. Ich habe auch stets gesagt, es sei besser Hammer als Ambos zu sein, besser Unrecht zu tun, als Unrecht zu leiden, besser um der Ungerechtigkeit willen gelobt, als um der Gerechtigkeit willen verfolgt zu werden. Begreife es doch: die Menschen sind nicht dazu da, um einander zu beglücken, sondern um sich zu beunglücken, nicht um selig, sondern um unselig zu werden. Und darum bin ich in die Welt gekommen. Frage doch den Pfarrer, der neben dir steht. Hat er jemals etwas

anderes gepredigt, als was ich dir jetzt sage? Du hast dich bei ihm beklagt, daß du in der Woche geschunden, am Sonntag aber in der Kirche mit Freund und Bruder tituliert seist. Du Tor! Weißt du denn nicht, daß die Menschen nur einmal in der Woche, am Sonntag zwischen 10 und 11 eine Stunde lang Brüder sein dürfen? Du willst mir wohl meine Vergangenheit vorhalten? Du sagst, ich hätte doch das Ende aller Dinge und die Nähe des Reiches Gottes verkündigt. Ich weiß nicht, ob das richtig ist. Viele Theologen bestreiten es. Vielleicht habe ich es getan. Wenn ich es wirklich getan haben sollte, so habe ich seitdem eben umgelernt. Du dachtest wohl, daß man im Himmel nicht mehr umlerne? Du irrst. Man entwickelt sich nicht nur auf Erden, sondern auch im Himmel. Wenn du erst längere Zeit bei uns sein wirst, wirst du merken, welche Fortschritte wir im Himmel gemacht haben. Ich habe Mitleid mit der Schwäche deines Geistes. Du bist lungenkrank und wirklichkeitsfremd. Nein, ich muß dir jetzt gleich unsere Fortschritte zeigen. Komm, steige mit mir auf diesen Berg. Der Garnisonspfarrer kann hier unten stehen bleiben, er weiß ja schon lange Bescheid. Er hat ja studiert. Also komm mit. Du wunderst dich, daß der Himmel anders aussieht, als wie du es dir vorgestellt hattest? Du vermißt etwas? Du kannst nicht darauf kommen, was es ist? Kind, ich will es dir ins Ohr sagen und dann wirst du alles begreifen. Wir haben die große Kluft, die zwischen Himmel und Erde war, zuschütten lassen. Jahrhunderte haben wir gebraucht, um diesen größten aller Fortschritte zu erreichen. Jetzt ist das Verkehrshindernis beseitigt! Siehe, jetzt sind alle im Himmel, alle in der Hölle!"

Da aber schrie der Mensch mit seinem ganzen Leibe: „Satan, hebe dich weg von mir!" Und Satan, der sich in einen Engel des Lichtes, ja in den Sohn Gottes verstellt hatte, entwich, und sein Blendwerk zerrann und sein Ort wurde offenbar.

KANSO UTSCHIMURA:
WAHRE UND FALSCHE PROPHETEN

In der Bibel ist oft die Rede von falschen Propheten oder Lügenpropheten: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten" (Matth. 7. 15), „es werden sich viel falscher Propheten erheben und werden viele verführen" (Matth. 24, 11), „ein Zauberer und falscher Prophet, der hieß Bar-Jesus" (Apostelgesch. 13, 6), „es waren auch falsche Propheten unter dem Volke, wie auch unter euch sein werden falsche Lehrer" (2 Petr. 2, 1), „es sind viel falscher Propheten ausgegangen in die Welt" (1 Joh. 4, 1). Dies sind Stellen aus dem Neuen Testament. Im Alten Testament fehlt zwar der Ausdruck „falscher Prophet", weil das Hebräische kein Wort besitzt, wie das griechische Pseudoprophetes, aber wenn es Jesaja 9, 15 heißt: „die Propheten, so falsch lehren" oder Jeremia 14, 14: „die Propheten weissagen falsch in meinem Namen; sie predigen euch falsche Gesichte, Deutungen, Abgötterei und ihres Herzens Trügerei", so ist damit selbstverständlich der Sache nach ganz dasselbe gemeint wie mit dem neutestamentlichen Ausdruck.

Was waren nun eigentlich diese „falschen Propheten" für Leute? Waren es Leute, die man nur so als verächtliche Schwindler, gemeine Heuchler und Wölfe in Schafskleidern bezeichnen und deren Unwahrheit auf den ersten Blick erkannt werden konnte? Mit andern Worten: waren diese „falschen Propheten" notwendig Bösewichte, die mit Lug und Trug umgingen? Der Name „falsche Propheten" legt ja diese Vermutung nahe; er erweckt in uns ganz ohne weiteres Gefühle der Verachtung und des Abscheus.

Jedoch die biblische Ueberlieferung widerspricht dieser Vorstellung. Die Leute, die sie als „falsche Propheten" bezeichnet, galten ihrer Zeit nicht als solche; sie wurden von ihren Mitmenschen keineswegs gehaßt, ihr Umgang wurde von maßgebenden Männern und Frauen keineswegs gemieden, im Gegenteil. Sie heißen „falsche Propheten" nur von dem Standpunkte der ver-

schwindenden Minorität der wahren Propheten aus, eines Jesaja, Jeremia, Hesekiel, Amos oder Hosea, vom Standpunkt der Welt aus aber nicht. Ob ein Mensch echt ist oder falsch, war damals so schwer zu unterscheiden wie heute. Nur wer die Wahrheit kennt, weiß, was Lüge ist. Nur wahre Propheten konnten die falschen Propheten richtig beurteilen. Die Welt, die selbst voll Lügen ist, nennt die falschen Propheten nicht falsch, nur Gottesmänner konnten sie so nennen.

Was waren nun das für Leute? Es waren in erster Linie die sogenannten „Patrioten" ihrer Zeit. Leute, die bei allem den Vorteil ihres Landes im Auge hatten, die für den Ruhm ihres Volkes eintraten und nichts sehnlicher wünschten, als ihr Vaterland reich und mächtig, stark und glücklich zu sehen. Darum beteiligten sie sich an der Politik, betrieben Bündnisse mit anderen Mächten, verhüllten unbedingt alles Schlechte an ihrem Lande und priesen es dafür der Welt als ein Land ohne Flecken und Tadel, um so weithin Sympathien zu gewinnen. Die „falschen Propheten" waren also Leute, die ihr Vaterland Juda oder Israel mehr liebten als alles andere, mehr als Recht und Gerechtigkeit, ja mehr als ihren Gott Jehovah. Sie priesen die Tugenden des Königs und sangen von dem Lobe ihres Volkes. Auch die Religion benützten sie gerne als kräftige Stütze für den Staat.

Dem gegenüber nahmen Propheten wie Jesaja, Jeremia, Hesekiel, Amos, Hosea und Sacharja genau die entgegengesetzte Stellung ein. Auch sie liebten selbstverständlich ihr Vaterland, aber mehr als dieses liebten sie Gott und seine Gerechtigkeit. Darum zögerten sie nicht, ihrem Volk unter Umständen auch entgegenzutreten. Der Ruhm des Vaterlandes lag nicht im Kreis ihrer Interessen. Das einzige Motiv, das ihren Eifer entflammte, war Gottes Ruhm und Gottes Gerechtigkeit. Micha hat gesagt (Kap. 3, 8): „ich bin voll Kraft und Geists des Herrn, voll Rechts und Stärke, daß ich Jakob sein Uebertreten und Israel seine Sünde anzeigen darf."

Dem Vaterland „sein Uebertreten und seine Sünde anzeigen", das war es, was die falschen Propheten nicht konnten; nicht notwendig deshalb, weil sie das Volk gefürchtet hätten, sondern einfach, weil sie ihr Vaterland zu sehr liebten.

Um zu sehen, was die falschen Propheten waren, braucht man sie nur den wahren gegenüberzustellen. Wenn wahre Propheten auftraten, erschienen ja immer auch falsche. Dem Propheten Micha steht Zedekia, der Sohn Knaenas (1 Könige 22, 24 und 25), dem Propheten Amos der Priester von Bethel Amazia (Amos 7, 10—17), dem Jeremia ein Prophet von Gibeon, Hananja, der Sohn Assurs (Jerem. 28) und Semaja von Nehalam (Jerem. 29, 24 ff.) gegenüber. Auch andere Propheten, wie Jesaja und Hesekiel, hatten sicher mit falschen Propheten zu tun, obwohl deren Namen nicht ausdrücklich genannt sind (Hesek. 13, Sach. 13, 2 usw.). Eine Gegenüberstellung der beiderseitigen Gegner wird am besten zeigen, was unter wahren und was unter falschen Propheten zu verstehen ist.

Nehmen wir einmal das Beispiel des Micha und seines Gegners Zedekia. Ahab, der König von Israel, hatte in der Absicht, die Stadt Ramoth in Gilead zu erobern, vierhundert seiner Propheten versammelt und sie gefragt: „Soll ich gen Ramoth in Gilead ziehen zu streiten, oder soll ichs lassen anstehen?" Und diese hatten aus Furcht, dem König zu widersprechen, und aus Eifer für den Ruhm ihres Landes geantwortet: „Zieh hinauf, der Herr wirds in die Hand des Königs geben." Als nun aber Ahab dieselbe Frage dem Micha, dem Sohn Jemlas, vorlegte, da antwortete dieser furchtlos: „Der Herr hat Böses über dich geredet." Er scheute sich nicht, dem Könige statt guter Dinge schlechte zu weissagen. Darum wurde der König böse auf ihn. Zedekia, der Sohn Knaenas, war wohl einer der vierhundert, die dem König Gutes geweissagt hatten. Als der hörte, wie Micha sagte: „der Herr hat einen falschen Geist gegeben in aller dieser Propheten Mund," soll er Micha im Zorn auf den Backen geschlagen haben. In diesem Fall ist also Zedekia mit seinen Gesinnungsgenossen deutlich Vertreter der Königstreue und Vaterlandsliebe. Um des Königs und Vaterlandes willen stimmten sie Ahabs Plan bei und redeten ihm zu, den Eroberungszug zu unternehmen. Nur der eine Micha widersprach. Er kannte den Charakter Ahabs und wußte, daß dessen Absichten gegen Recht und Gerechtigkeit stritten. Ihm war es nicht um Eroberung des fremden Landes zu tun, sondern um Erneuerung des eigenen

Landes, nicht um die Niederwerfung des Königs Ramoth, sondern um die Bekehrung des Königs von Israel. Die falschen Propheten erstrebten die Vergrößerung ihres Landes, die wahren Propheten die Buße ihres Volkes; jene suchten Ruhm nach außen, diese Reinigung im Innern. Hier liegt der Unterschied zwischen falschen und wahren Propheten klar am Tage. An der Frage: Ruhm oder Gerechtigkeit? Macht oder Reinheit? entschied sichs, ob die Propheten wahr waren oder falsch. Diejenigen, die ihr Land reich und mächtig wünschten, das waren die falschen Propheten, und diejenigen, die ihr Land rein und heilig wünschten, das waren die wahren Propheten.

Ebenso ist es bei Amos und seinem Gegner Amazia. Amos hatte über die Sünde seines Volkes geklagt und ihm gedroht, wenn es nicht Buße tue, so „sollen die Höhen Isaaks verwüstet und die Heiligtümer Israels verstört werden und der Herr werde sich mit dem Schwert über das Haus Jerobeam machen." Der Priester Amazja aber nahm solche Sprache für Frechheit und ließ dem König Jerobeam sagen: „Der Amos macht einen Aufruhr wider dich im Hause Israel." Er verklagte also Amos beim König als Rebellen und Hochverräter; Amos war in seinen Augen ein Unruhestifter, der sich gegen den König auflehnte und Gottes heiligen Tempel entweihte. In Amos' Augen dagegen war gerade dieser Amazja, der ihm Schweigen gebot und ihn beim König verklagte, der wahre Rebell, Hochverräter und falsche Prophet. Derjenige, der Gottes heiligen Willen verkündete, der war der wahre Prophet; derjenige, der dem König entgegenkam, der war der falsche Prophet. Das muß nicht notwendig ein Bösewicht gewesen sein; er war vielleicht ein Mann von ergebener, liebenswürdiger, ernster Gesinnung. Aber wie Petrus dachte er „nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist," und darum mußte er in den Augen eines wahren Propheten als falscher Prophet gelten.

Die falschen Propheten, diese Patrioten ihrer Zeit, waren außerdem auch die Lobredner militärischer Kraft, die Befürworter politischer Bündnisse. Sie glaubten, zum Bau des Reiches Gottes auf Erden sei es nötig, sich menschlicher Hilfe zu bedienen. Sie legten nicht allzuviel Wert auf die Gerechtigkeit als

solche, sie versuchten, die Heiligkeit Israels und Judas mit Hilfe des weltlichen Arms zu wahren und ihrem Vaterland auch durch Bündnisse mit fremden Mächten Vorteile zu verschaffen. So haben einige von ihnen den König Hiskia zum Bund mit Aegypten bewogen, einige dem König Iojakim zum Abfall von Babylon. Sie zögerten nicht mit dem Versuch, das Geschick ihres Landes durch Anwendung der gewöhnlichen politischen Handgriffe zu fördern. Sie glaubten nicht nur an Gott, sondern auch an die Kraft des Schwerts. Glaube, Kriegsmacht und politische Klugheit zusammen sollten ihnen helfen, ihr Land zu schützen und Gottes Reich auf Erden zu bauen.

Solch verwirrten und widerspruchsvollen Methoden gegenüber vertraten die wahren Propheten genau das Gegenteil. Sie nahmen das erste Gebot buchstäblich: „D u s o l l s t k e i n e a n d e r e n G ö t t e r n e b e n m i r h a b e n." Sie betätigten den Monotheismus in seinem eigentlichen Vollsinn. Sie bleiben unerschütterlich und strenge dabei, daß, wer sich auf Jehovah verläßt, sich auch ganz auf ihn verlassen muß und auf nichts anderes neben ihm. Einer von ihnen hat gesungen: „Jene verlassen sich auf Wagen und Rosse; wir aber denken an den Namen des Herrn, unseres Gottes" (Psalm 20, 8). Das ist ein kräftiges Wort wider alle Kriegsrüstungen. Der Prophet Jesaja ferner hat den Befürwortern politischer Bündnisse entgegengerufen: „Weh denen, die hinabziehen nach Aegypten um Hilfe, und verlassen sich auf Rosse und hoffen auf Wagen, daß derselbigen viel sind, und auf Reiter, darum daß sie sehr stark sind, und halten sich nicht zum Heiligen in Israel und fragen nichts nach dem Herrn" (Jes. 31, 1). Und ebenso Hosea: „Assur soll uns nicht helfen, und wollen nicht mehr auf Rossen reiten" (Hos. 14, 4). So wissen die wahren Propheten für die Regierung ihres Landes immer nur den e i n e n Weg: Verzicht auf Militär und Diplomatie und einzig und allein Vertrauen auf Jehovah.

„Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein" (Jes. 30, 15). Nicht durch Rosse und Wagen, nicht durch Diplomatie und Bündnisse, sondern nur durch stilles Warten auf Gott den Herrn kann ein Land gerettet werden und erstarken. Und die Geschichte des auserwählten Volkes beweist das durchweg durch die Tat-

sachen. Wenn Gideon die Midianiter besiegte, wenn Hiskia die Assyrer zurückschlug, wenn die vereinigten Streitkräfte von Juda und Israel die Moabiter überwältigten. so geschah das alles in der Kraft dieses Wartens auf den Herrn. Gottes Volk braucht nicht das Schwert zu ziehen und zu fechten, braucht nicht Hilfe bei fremden Völkern zu suchen. Es ist genug, wenn es betet und wartet. Das war der wahren Propheten fester Glaube. Sie waren vorchristliche Gegner des Krieges, vorchristliche Friedensapostel, sie haben ernst gemacht mit dem Versuch, nicht nur aus dem Leben des einzelnen, sondern auch aus dem der Staaten den Gebrauch von Waffengewalt und politischen Künsten zu verbannen.

An diesem Punkt kam es zwischen den wahren und falschen Propheten beständig zum Zusammenstoß. Die einen schalten die anderen und bezichtigten sie der Falschheit. Der Unterschied zwischen beiden lag nicht notwendig in ihrem persönlichen Charakter, er lag in ihrem Glauben und ihren Grundsätzen. Unter den sogenannten falschen Propheten waren gewiß ehrliche Patrioten, und unter den von der Nachwelt als wahr anerkannten Propheten befanden sich Barbaren wie Elia, Schwächlinge wie Jona oder Gefühlsmenschen wie Jeremia. Aber die falschen Propheten weissagten eben falsch, sie verleugneten den wahren Monotheismus und suchten bei einer andren Kraft als bei der Gottes Rettung für ihr Land und Volk. Sie meinten es vielleicht gut; nur vom Standpunkt eines strengen Gottesglaubens aus, wie ihn die wahren Propheten vertraten, waren die Methoden und Künste durch und durch verfehlt.

Damit ist der Unterschied zwischen wahren und falschen Propheten klar: wahre Propheten sind solche, die auf gar nichts und niemand vertrauen als allein auf Gott, falsche Propheten solche, die neben Gott auch noch auf die Macht dieser Welt vertrauen. Nicht in ihrer persönlichen Anlage und ihrem Charakter liegt der Unterschied, sondern in ihrem Glauben und ihrer Stellung zu Gott.

Falsche Propheten, falsche Bischöfe, falsche Missionare, falsche Prediger — was sind das für Leute? Es sind Leute, die das Evangelium predigen und zugleich die Ausdehnung der Kriegsrüstungen für notwendig erklären; Leute, die sich Diener

Gottes nennen und dabei auf den Schutz ihrer Regierung rechnen, Leute, die sich ihrer vielen Freunde in dieser Welt rühmen, die bei der Ausbreitung des Evangeliums darauf bedacht sind, daß alles glatt und ohne Verletzung der Umgangsformen zugehe, Leute, die sagen, solange man in dieser Welt lebe, müsse man sich auch der Art dieser Welt anbequemen, und darum alle in der Welt gebräuchlichen Methoden für die Aufrichtung des Reiches Gottes benützen wollen. Ihrer Gesinnung ist vielleicht nichts vorzuwerfen, sie verdienen nicht notwendig den Namen Bösewichter, Heuchler, Schmeichler; aber gleichwohl gehören sie zu der Klasse der falschen Propheten. Auch wenn sie es gut meinen, predigen sie doch das Evangelium falsch. Der Geist des Evangeliums Christi ist von dem Geist ihrer Grundsätze im tiefsten Grunde verschieden. Man kann auch bei guter Gesinnung ein falscher Prophet sein; es gibt Menschen, die sich selbst betrügen. Solcher Art waren die falschen Propheten der alten Zeit. Sie waren zu sehr des Glaubens, eine gute Sache zu vertreten, und so fälschten sie den heiligen Willen Gottes.

THEODOR HAECKER:
AUSBLICK IN DIE ZEIT

Wir sind historisch anders situiert als Kierkegaard, der eine europäische Katastrophe zwar als Gewißheit prophezeite, aber doch faktisch als Möglichkeit erlebte, während sie uns als aufdringlichste Wirklichkeit erreicht hat. Wir stehen in ihr und sollen nun sehen, wie wir mit ihr fertig werden. Und zwar handelt es sich für uns darum, nicht zu verzweifeln, und daß kein Edler verzweifle. Die Möglichkeit der Verzweiflung an der Gerechtigkeit der Weltordnung (Matth. 24, 12) ist uns wichtiger — warum sollten wir so feig sein, es zu leugnen — als die Möglichkeit, daß Throne stürzen und längst gezeichnete Dynastien früher oder später verschwinden. Wäre unser Glaube nur von dieser Welt, wie sollten wir es denn ertragen, daß wirkliche Menschen in jeder Minute der sinnlosen Gewaltmaschine eines abstrakten Staates, dessen innerster Kern gottlos und frech ist und der das wüsteste Wort, das seit Christi Geburt gesprochen wurde, das Wort: Menschenmaterial erfunden hat und offiziell gebraucht — alles Offizielle ist Schmach! — mit Leib und Seele als wehrlose Opfer der allgemeinen Wehrpflicht, dieser Lüge, die gestattet, daß Sklaven und Knechte — Helden heißen, ausgeliefert sind. Lebten wir nicht eines Glaubens, der nicht von dieser Welt ist, wie wollten wir, ohne zu verzweifeln, zusehen können, wie hundertfach ein ressentimenterfüllter Trottel einen geistigen Menschen einen Trottel schimpft; wie tausendfach ein graduiertes Vieh einen anständigen Menschen wie Vieh behandelt; wie der „Staat" die Wucherer schützt, die das Volk aushungern, und behauptet, die „Feinde" täten es; wie der „Staat" das alles tut, nicht schweigend, in verborgener Scham, oder als Erfüllung eines Fluches, als Erleiden einer Strafe, sondern durch seine Cherubim und Seraphim, die den deutschen Namen Professoren tragen, da ihn die Römer längst als ekles Fremdwort empfunden haben werden, mit Gebrüll verkündigend: siehe da, wie herrlich alles ist, wie wunderschön! Hörrah,

hörrah, hörrah! Daß ein von Natur edler und stolzer Mensch über Demütigungen, denen er notwendig in einer der Kommandogewalt des rohesten geistigen Pöbels, dem Wahn und der Habsucht übergebenen Welt ausgeliefert ist, sich erheben kann und soll, indem er zurückgeht auf den unendlichen, jenseits aller diesseitigen Schmach beheimateten, in Gott und im Ewigen gegründeten Wert seines geistigen Selbst, ja daß dies der Weg ist, den der Mensch gehen soll in dieser Welt, das ist, so wahr mir Gott helfe, gewiß. Dagegen ist es doch eine ungeheure Gefühls- und Begriffsverwirrung und ein seelenmörderischer Unfug, wenn das Zuchthaus und der Abtritt des „Staates" das Paradies schon sein soll. Wie sollten wir, wenn unser Glaube diesen Vorgängen nicht einen Sinn gäbe, und da wir Ohren haben, zu hören und Augen zu sehen und Nasen zu riechen, die tägliche Sprachgeilheit einer offiziellen geistigen Impotenz aushalten und den Lügenkult und Idealersatz aller derer, denen ja doch der Bauch ihr Gott ist oder das goldene Kalb. Statt daß sie uns von der Blutarbeit so sachlich wie möglich berichten, belieben sie geistreich zu sein und „der Engländer", „der Russe" zu sagen, belieben sie, viel schlimmer noch, Witze zu machen, die dann mit der Hartnäckigkeit des Automaten immer von neuem wiederholt werden, Witze wie „Aushebung von Engländernestern" — im amtlichen Bericht eines „christlichen" Staates! —, „Zuaven und andere Franzosen", Witze, die meinen Satz beweisen: alles Offizielle ist Schmach! Jene gewaltigen Herren, die von farbigen Engländern und Franzosen reden, sind ja Gruben der Heuchelei, ohne Engländer zu sein, da sie doch je eher, je lieber Neger, farbige Deutsche, drillen und für das Vaterland kämpfen lassen würden, wenn sie sie nur hätten. Oder ist da ein Kriegsminister oder General, der mir das in die Augen hinein abstreiten will? Er melde sich! Sie schreiben nicht einfach: „die „F e s t u n g" Paris wurde erfolgreich mit Bomben belegt", wiewohl das genügen würde, um zu beweisen, daß, wenn ein solcher Staat sich christlich nennt, auch die Bestialität, auch der Mord ein Recht haben, sich — christlich zu nennen; jedoch sie schreiben: Z u r S t r a f e! Zur Strafe? Du großer Gott im Himmel! Zur Strafe! Ja, wer straft denn da?! Wo halten wir denn? An welchem Ab-

grund der Verlogenheit entarteter Furche-Pietisten?! Es sind nicht die Henker auch die Richter. Richter ist ein andrer. Und das Amt des Henkers ist ohne Ruhm. Sie malen auf Gasgranaten grüne und r o t e K r e u z e! Aber hier ist die Grenze, denn siehe: d i e s e s S y m b o l i h r e r C h r i s t l i c h k e i t s e h e n s i e n i c h t e i n m a l! Sie kennen und wenden nur an die Sprengstoffe, welche die Leiber zerreißen; in ihrem Geist wird nie etwas explodieren. Hier ist die Grenze, und Welten trennen uns von ihnen. Versöhnt fast müssen wir sagen: s i e w i s s e n n i c h t, w a s s i e t u n.

Der Sinn aber, den unser Glaube diesen Dingen gibt, ist der, daß ein Gericht ergeht über die sogenannte „christliche" Welt, daß Gott eine Geißel gemacht hat aus dem Geistlosesten, Seelenleersten, aber Härtesten, das Europa noch hatte. Das war, um es in einem Symbol zu sagen: der preußische Parademarsch. Wie in einer höheren Sphäre der Teufel der Affe Gottes ist, statt des Schöpfers den Schaffer und Macher macht, und seine Strafe ist, sich selber den Spiegel seines Mangels vorhalten zu müssen, sich selber anzugeben; wie kein Engel, wenn wir ihn als Künstler und Satiriker dächten, imstande wäre, dem Teuflischen einen so bloßstellenden Ausdruck zu ersinnen wie der Teufel selbst, sondern nur das eine könnte, was aber wieder nur er, der Engel, kann: sein Licht scheinen lassen auf den Ausdruck, so daß dessen Sinn offenbar wird; denn alles, was offenbar wird, wird es durch das Licht; — so macht sich auch zuweilen unter den Menschen der Mangel selbst einen Ausdruck, der paßt, und weil er so sehr paßt, niemals aus eines ganzen, unversehrten Menschen Ueberfluß fließen könnte. Die Deutschen, die bloß Preußen sind, sind schon lange dröhnende Expressionisten aus einem reinen Defekt. Wie könnte denn die Fülle an Herz und Phantasie dem Mangel an ihnen einen so herzumkehrenden (écoeurant!), einen so stupend-stupiden Ausdruck geben wie er selbst, ganz selbstverständlich, aber freilich ihm selber nicht, nur dem Licht verständlich, etwa — im Parademarsch! Wer den einmal gesehen hat und dann immer noch an der Erbsünde zweifelt, der ist u n s e r Antipode. Wie erfüllt von dunkelm, im dumpfen Gefühl eines unausfüllbaren Mangels verwurzelten Haß gegen die freie Schöpfung

Gottes, gegen die Schönheit der f r e i e n Bewegung muß doch eine Stockseele sein, da sie ja ihre Freude, nein, dieses Wort ist zu heilig, ihr Vergnügen, nein, auch für dieses Wort ist es zu schade, sagen wir lieber, wie Bürger und Prinzen in Berlin sagen, wenn sie zur lustigen Witwe oder zu Reinhardt oder zur Parade gehn, ihr Amüsement an diesem Natur und Menschen und Geist beleidigenden Rausche des Mangels haben. Hier haben Menschen aus einer Not ein Laster gemacht, Gott aber hat daraus eine Geißel gemacht, zu züchtigen das „christliche" Europa und auch noch jene Menschenkinder, die er anfänglich nicht dazu erschaffen hatte, vor Menschenersatz die Hände stramm an die Hosennaht zu legen. Die Geißel aber, und das macht die Tragödie zur tragischen Farce, meint, selbst Geist und Gott und Weltenrichter zu sein. Aber sie wird zerbrochen werden, wie von altersher noch jedes Werkzeug, das hart und stolz und hochmütig und rasend dumm wurde und sich „selbständig machte", zerbrochen und weggeworfen worden ist, nachdem es den Plänen der Vorsehung gedient hat. Und doch möchten wir, die auf die Erfüllung der Ewigkeit hoffen, wahrlich nicht kahl dastehn auch in Raum und Zeit und bar der irdischen Hoffnung: daß das letzte Wort der Deutschen doch nicht das freche Sklavenwort „Menschenmaterial" und auch nicht die neupreußische Kasernenhofsprache, die Hof- und Kasernensprache, welche sich zusammensetzt aus der Drusch- und Druffsprache und der Börsensprache — daß diese doch nicht das letzte Wort der Deutschen war. Aber wer glaubt, daß der Weg in das Land, wo ein neues und schöneres Wort gesprochen werden soll, das Viktoriaschießen und Flaggenhissen sei und ein andrer sein könne als Demütigung und ein Zerbrechen des Harten und Frechen, das die Welt in Aufruhr bringt und Sanftmütige das Hassen lehrt, der ist ein Narr und hat noch nicht einmal buchstabieren gelernt im Buche der Weisheit, die für uns Menschen gilt seit dem Tage des Sündenfalls. Wenn unter den vielen Dingen, die sich, wie jedem gesagt wird, mit dem Soldatsein und dem Beamtersein nun einmal nicht vertragen, auch das simple Menschsein ist, dann bin ich schon dafür, daß man das Soldatsein und das Beamtersein aufgibt.

Der überzeugte Christ hat über die Erfüllung seiner Pflichten hinaus, die aber ganz bestimmter Natur sind und in gar keiner Weise grenzenlos, wie es die preußischen Götzenanbeter wollen, kein Interesse an dem Bestehen einer bestimmten Staatsform. So ist zum Beispiel auch der Komplex „Thron und Altar" keiner, der zum Christentum w e s e n t l i c h gehört; eine solche Behauptung ist falsch und lächerlich! Christus nannte seinen rechtmäßigen König und Landesherrn einen Fuchs, wiewohl er doch auf einem Throne saß. Zwischen dem Christentum und der Monarchie einen metaphysischen Zusammenhang urgieren, sind nichts als Reminiszenzen einer nur menschlichen Kirchenpolitik, die aber durch diesen Krieg jeden Sinn verloren hat. Es werden für die Christen, die sich auch mit dem Staate beschäftigen wollen — schöner ist, was Tertullian noch sagen konnte: „nichts ist uns Christen fremder als Politik" — wieder Zeiten kommen, da man sich Cromwells erinnern wird. Auch die Kirche lernt ja leicht um; es werden Tage kommen, da sie sich an die Verkündigung machen wird, daß das Christentum die einzige wahre Grundlage der Demokratie sei; wir werden diese Tage noch erleben. Vor der Verbindung Weihwedel und Säbel vollends, die doch eine Verbindung von Weihwedel und Stinkgas geworden ist, sollte es dem Weihwedel übel werden. Es hat seine eigene Bewandtnis mit der Ritterlichkeit des europäischen Adels. Man sagt, die Ritter seien durch die Erfindung des Schießpulvers unmöglich geworden; ich aber sage: nicht weil das Schießpulver e r f u n d e n wurde, haben die Ritter aufgehört, sondern das Schießpulver wurde a n g e w e n d e t, weil die Ritter aufhörten. Es gab zu Zeiten der Ritter auch U-Boote, giftige Gase und Fliegerbomben, nämlich vergiftete Pfeile und Speere: aber die anzuwenden, galt eben als Infamie. Doch der Fortschritt seitdem, der Fortschritt! Was vor vierzig Jahren unmöglich gewesen wäre, wurde in diesem Krieg fabelhaft überboten. Und ohne den Einspruch des Adels! Er hätte vielleicht nichts ändern können; der chemische Pöbel hätte immer gesiegt, wiewohl doch auch dies im Hinblick auf die groteske Kommandogewalt (so daß man ja weiß, wer die Verantwortung für das erste Bombenschmeißen auf Frauen und Kinder trägt) noch nicht sicher ist. Aber seis; so

hätte es ihm doch weh tun können in der Seele. Ihm aber wars ganz kannibalisch wohl als wie fünfhundert Säuen. Wir haben gesehen, daß seine tägliche Andacht sein Amüsement, und sein Amüsement das Bombenschmeißen ist, sein Amüsement, o Scheler!, nicht seine schweren Herzens übernommene Kriegerpflicht; wir haben die Scherl- und Ullsteinbücher des deutschen Adels bekommen, vor denen der Genius des Krieges, o Scheler! schon längst geflüchtet ist, weil er sich doch nicht in einemfort die Nase zuhalten kann. Wir haben einen Ubootsadel gesehen, der das Notsignal jener Schiffe, die er „christlich" torpediert, das S. O. S., das save our souls heißt, mit — nun ratet, Freunde, wenn ihr es noch nicht wisset, ratet! doch ihr werdets nie erraten, mit: Sitz in der Soß übersetzt. Welche Offenbarungen welcher Seelen! Seitdem wir das alles täglich sehen und hören müssen, sagen wir in aller Ruhe: Genug, o genug, und grüßen die adlige Seele: Apage, anima foetida! Es ist töricht, zu meinen, ein Adel könne seinen Adel anders beweisen als dadurch, daß er edel ist und edel handelt. Edel in diesem Krieg war nur eines: Aufhören, aufhören, aufhören mit der ehrlosen Menschenschlächterei oder dafür sorgen und arbeiten, daß aufgehört wird. Doch der Adel hetzte nur! Seine Füße sind eilend, Blut zu vergießen, und den Weg des Friedens sucht er nicht. Die Ersten, die sich gegen die furchtbaren Verbrechen einer verworfenen Staatsgesinnung warfen, waren die Armen, die dem Reich Gottes immer näher stehen — an diesem klaren Satz soll nicht gerüttelt werden! — und ihre Vertreterin, die Sozialdemokratie, der die Welt gehörte, wenn sie nicht atheistisch wäre — aber auch so wird ihr das weder Gott vergessen noch die Menschheit, die nach diesem Krieg mit dem Psalmisten beten wird: Dissipa, d i s s i p a gentes, quae bella volunt! Dann kamen die Katholiken, außer den kapitalistischen, die alle a priori Diener des Teufels sind, angelockt durch den Ruf eines edeln Papstes, und aus vielen, doch wollen wir annehmen, auch aus menschlichen Gründen, einige Liberale. Auf der andern Seite stand ein harter, versteinerter oder besessener gieriger Freß- und Raubadel, „Schulter an Schulter" mit den kapitalistischen Verbrechern und Wucherern, welche die internationalen Stützen aller Vaterländer sind, und ohne die der „christliche" Staat nicht

einen Monat lang leben könnte. Das wird dem Adel, der keiner mehr ist, das politische Leben kosten; mit Recht, mit vollem Recht! Ist es auch ästhetisch ein peinvoller Anblick, wie Graf York von Herrn Dernburg an die Wand gewitzelt wird: das macht nichts; das müssen wir in Kauf nehmen; da müssen wir hindurch, bis Besseres kommt. — Der überzeugte Christ hat über die Erfüllung seiner Pflichten hinaus kein besonderes Interesse an dem Bestehen eines bestimmten Staates, ja nicht einmal eines bestimmten Volkes. Das lehren die Evangelien und die Geschichte des Christentums vom ersten Augenblick an, und es ist nur Feigheit und das Zeichen arger Verlottertheit, wenn die Kirche das nicht mehr weiß oder zugibt. Wenn da z. B. ein Professor, diesmal zur Abwechslung ein katholischer, schreibt: Möge unser Volk das wie die erste Christengemeinde einer ganzen feindlichen Welt gegenübersteht . . . , so müßten wir das im absoluten Fall für eine Blasphemie ansehn, da wir von einem christlichen und vollends einem katholischen Theologen zu verlangen das Recht haben, daß er wisse, daß die erste Christengemeinde einer ganzen feindlichen Welt nicht deshalb gegenüberstand, weil sie vierzig Jahre lang das Messer wetzte; weil sie als Symbol das M. W. hatte und den preußischen Parademarsch; weil sie mit den merkwürdigsten Manieren der ganzen Welt in die Nase stach, so daß sie es nicht mehr aushielt, o nein, nicht deshalb, sondern aus ganz andern, ja entgegengesetzten Gründen; da es das Mindeste ist, das man von einem christlichen Theologen verlangen kann, daß er wisse, daß die erste Christengemeinde leidend kämpfte und nicht mit dem Schwert, geschweige denn mit giftigen Gasen die Welt eroberte. So aber rechnen wir solche infam dummen Aussprüche einmal jener Atmosphäre von falscher Würde und echter Dummheit zu, in der deutsche Universitätsprofessoren leben und wirken, und zum andern dem nicht ganz zu verschweigenden Umstand, daß die „christlichen" Theologen einem Staat, dessen Christlichkeit von äußerster Fragwürdigkeit ist, dienen und schmeicheln müssen, weil sie von ihm die Gehälter beziehen. Das Reich Gottes wurde zuerst den Juden gezeigt, aber, als sie es nicht haben wollten, den Heiden. Es ist nur lächerlicher Materialismus und

aus diesem entspringender Nationalismus, nur die Frucht eines grotesken Rassenaberglaubens, oder eine radikal heidnische philosophische Konstruktion wie bei Scheler, zu meinen, Gott, der Abraham aus den Steinen Söhne erwecken kann, wenn die natürlichen von ihm abfielen, könne nicht Chinesen, Japaner und Neger zu Werkzeugen sich wählen. Es werden die Letzten die Ersten sein; keine Prophezeiung erfüllt sich so absolut gewiß wie diese, wenn nämlich die Ersten durch Schuld die Letzten wurden. Was von einem ehrlos schlachtenden Europa Rühmenswertes übrig bleiben wird, werden ein paar Missionare sein, die das Wort Gottes weitertragen. Und aus diesem Wort Gottes leuchtet zum erstenmal in der Fülle der Klarheit die Erkenntnis, deren Bekennung von nun an bis in Ewigkeit ein Merkmal des wahren Christen sein wird, die Erkenntnis: daß Krieg Sünde ist vor Gott; daß Gott die Scheußlichkeit des Menschenschlachtens nicht will; daß er nur eines will: die Liebe, und daß unsere steinernen Herzen fleischern werden.

ANMERKUNGEN

Die Uebertragung des *Sonnengesangs des hl. Franziskus* wurde mit Erlaubnis der Witwe Franz Brentanos aus dessen unveröffentlichtem Nachlaß dem Brenner zur Verfügung gestellt.

„Weltkrieg und Zivilisation" von Carl Dallago leitet eine Kapitelfolge ein, die den zweiten Teil seines Werks „Der große Unwissende" bildet und deren Veröffentlichung innerhalb der sechsten Brenner-Folge zum Abschluß gelangt. Die weiteren Kapitelüberschriften lauten: Die Geburt des Religiösen; Religion und Kirchentum; Eröffnungen; Wider Hanswurst; Das Christliche und das Soziale; Weltbildung und Sündenfall; Thron und Altar; Die Gefangennahme der Liebe; Augustinus, Pascal und Kierkegaard; Der Anschluß als religiöses Erlebnis.

Die *„Stationen"* von Anton Santer gehören einem Zyklus von Gedichten an, die — 1915 bis 1918 entstanden — seit Beginn dieses Jahres in einem Privatdruck vorliegen.

Das *„Fragment über Weininger"* von Ferdinand Ebner stellt das 16. Kapitel eines grundlegenden Werks „Das Wort und die geistigen Realitäten" dar, das im Frühjahr 1920 im Brenner-Verlag erscheinen wird.

Auf die Bedeutung der Novelle Kierkegaards *„Eine Möglichkeit"* innerhalb seiner Leidensgeschichte „Schuldig-Nichtschuldig" (1845), übersetzt von Christoph Schrempf, hat außer diesem (in der Diederichs'schen Ausgabe der „Stadien auf dem Lebensweg") auch Theodor Haecker in seinem Vorwort zum „Pfahl im Fleisch" (Brenner-Verlag) hingewiesen.

Die Betrachtung *„Wahre und falsche Propheten"* des Japaners Kanso Utschimura — als wesentlich in den Zusammenhang dieses Heftes eingestellt — ist dem Anhang zu seinem Bekenntnisbuch „Wie ich ein Christ wurde" (erschienen 1911 bei Gundert in Stuttgart) entnommen.

„Ausblick in die Zeit" von Theodor Haecker ist das Schlußstück seines Nachworts zu Kierkegaards „Begriff des Auserwählten" — 1918 im Hellerauer Verlag erschienen — und wird unter Hinweis auf Haeckers im Brenner-Jahrbuch 1915 veröffentlichten Aufsatz „Der Krieg und die Führer des Geistes" als charakteristisch für die Konsequenz der geistigen Haltung eines unserer Hauptmitarbeiter während der Kriegszeit an dieser Stelle nachgetragen.

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

BRENNER-JAHRBUCH 1915

Als fünfter Jahrgang des Brenner herausgegeben von Ludwig Ficker

GEORG TRAKL: Die letzten Gedichte / SÖREN KIERKEGAARD: Vom Tode / GEORG TRAKL: Offenbarung und Untergang / RAINER MARIA RILKE: Verse / CARL DALLAGO: Der Anschluß an das Gesetz (Versuch einer Wiedergabe des Taoteking) / THEODOR HAECKER: Der Krieg und die Führer des Geistes.

Mit einem Bildnis Georg Trakls.

* * *

MARSYAS (BERLIN): Seit Jahren abseits und unaufdringlich verkündet der Brenner, der in Innsbruck von Ludwig Ficker herausgegeben wird, diese Lehre der Entschlossenheit. Seine Zeitschrift, von der vier Jahrgänge existieren, ist echtester Ausdruck dessen, was uns im Innersten bewegt. Seine Mitarbeiter, ein Carl Dallago, unter den Philosophen der unsystematischste und echteste, . . . und insbesondere jener von dieser Zeitschrift entdeckte Georg Trakl, der der Lyrik von heute das schmerzhafteste und unbedeckteste Gesicht gegeben hat . . . Das Brenner-Jahrbuch bringt die letzten Gedichte Trakls, der am 3. November 1914 in einem Garnisonsspital in Krakau gestorben ist. Es folgen Ausführungen von Kierkegaard, bisher unveröffentlicht, die Theodor Haecker übersetzt hat. Der strenge Christ Kierkegaard leuchtet der ganzen Brennerbewegung voran. Der strenge Geist Haecker, Apostel und Verkündiger, gehört der Zukunft. In diesem Jahrbuch spricht er über den Krieg und die „Führer des Geistes" mit Keulenschlägen. Man muß schließlich im selben Buch bei Dallago über den Taoismus lesen, die ungewöhnliche Uebertragung von Tao in „der Anschluß."

DIE WAGE (WIEN): Dieses Jahrbuch ist Zeichen eines schönen und wahrhaftigen Tuns, dem der Krieg ein hoffentlich nur zeitweiliges Ende gemacht hat. Es ist dem Brenner und seinem Herausgeber zu danken und stellt den fünften Jahrgang der Zeitschrift dar. Er ist der reichste, der wertvollste, der geläutertste, n dem keine Zufälligkeit des jeweiligen Erscheinens stört und fast Endgiltiges erreicht ist. Von Trakl sind die letzten Gedichte und Prosa aus dem Nachlaß zu lesen, unsagbarer Schwermut voll, das reine Bild dieses Träumenden noch einmal, gewissermaßen im Abschiednehmen zeigend; dann von Rainer Maria Rilke Verse, merkwürdig spröde, denen ein bewußtes Entfliehen dem leichten, süßen Rilkevers anzumerken ist. Dallago gibt einen interessanten Versuch einer Wiedergabe des Taoteking, den er den „Anschluß an das Gesetz" nennt. Für Philologen mag durch die Art dieser Wiedergabe Problematisches, Anfechtbares werden, für Fühlende aber ein Reizvolles: Ausdruck eines Menschen an fremdem Material. Theodor Haecker übersetzt zum ersten Mal eine Rede Kierkegaards „Vom Tode" und schreibt seinen ganz prachtvollen, blitzdurchzuckten Aufsatz „Der Krieg und die Führer des Geistes", der als Dokument von dem kläglichen Zusammenbruch unserer geistigen Führer bleiben wird.

PREIS BROSCHIERT Mk. 7.— (Kr. 8.—).

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

SÖREN KIERKEGAARD
DER PFAHL IM FLEISCH

Zum erstenmal ins Deutsche übertragen und mit einem Vorwort versehen von Theodor Haecker

* * *

AUS DEM VORWORT VON THEODOR HAECKER (1914):

. . . Alle sind Betrüger, ob sie nun bloß sich selber, oder was die Regel der Gemeinheit ist, zunächst andere betrügen, alle die behaupten, das wirksame Böse dieser Welt sei heute in Staat oder Kirche verkörpert, die doch beide innerlich so kraftlos sind, wie nie zuvor, so ohne irgend welchen Glauben an irgendwelche Idee, daß sie als geistige Größen gar nimmer zählen. Das aktive Böse dieser Welt ist heute in Westeuropa in der Form der Formlosigkeit in Presse und Publikum zuhause, in Parlamentarismus, Wählerschaft, Bank- und Geldwirtschaft, lauter annonymen, vollkommen verantwortungslosen, nicht faßbaren Massenmächten. Ich werde aber von dem Glauben nicht lassen, daß der blutrünstigste Tyrann noch leichter zu jenem geistigen Verantwortlichkeitsgefühl gelangen kann, ohne das keiner herrschen darf, leichter, sage ich, als die von Verleger, Abonnenten und Inserenten abhängigen Redaktionskollegien in Massenauflagen erscheinender Zeitungen und Zeitschriften, leichter auch als Bankiers und Mitglieder anonymer Aktien-Gesellschaften, die für hohe Dividenden Werte der Kultur ohne ein Achselzucken hingeben.

. . . Wenn Dostojewski dem schmutzigsten Bettler, dem ekelerregenden Kranken, dem verruchtesten Mörder, nicht aus Liebe zum Schmutz, zur Pest oder zum Verbrechen, sondern aus heroischem Verantwortlichkeitsgefühl und aus heißer Sehnsucht nach Erlösung die Hand gegeben hätte, er würde sie — und dafür sind in seinem Werk genug Anhaltspunkte — vor den Lauen, die nicht kalt und nicht warm sind, die ausgespieen werden, zurückgezogen haben. Man sehe sich nur seine Feinde an, gegen die er mit Haß, jawohl mit Haß kämpfte, sie gehörten alle samt und sonders der „Intelligenz" an, nur daß sie es an geistiger Verworfenheit und alles mitmachender Charakterlosigkeit mit ihren heutigen Vertretern nicht aufnehmen konnten; denn die machen jetzt natürlich auch das neue Irrationale und in Kürze auch Kierkegaard mit.

Kierkegaards Aufgabe aber war, der Menschheit wieder einzuschärfen, daß sie das Privilegium habe, auch dem Leben des Geistes anzugehören, ja daß diese Anlage und Möglichkeit die wichtigsten seien, weil sie den Menschen in Verbindung mit Gott bringen, dessen Ebenbild er nur im Geist ist.

PREIS BROSCHIERT Mk. 2.— (Kr. 2.40).

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

SÖREN KIERKEGAARD
KRITIK DER GEGENWART

Zum erstenmal ins Deutsche übertragen und mit einem Nachwort versehen von Theodor Haecker

* * *

AUS DEM NACHWORT VON THEODOR HAECKER (1914):

Kierkegaard kann anscheinend seine Untersuchungen noch aus der Distanz einer in Wolken thronenden philosophischen und religiösen Weltanschauung führen, manchmal in der Sprache der deutschen Philosophie, als entwickle er den Zustand der Welt aus Grundsätzen a priori. Man will ja auch nicht recht glauben, daß es im Jahre 1846 schon so ausgesehen habe wie im Jahre 1914; vieles muß Kierkegaard doch antizipiert haben, meint man. Es ist ja auch wahrscheinlich, daß das Jahr 1846 und die Stadt Kopenhagen sich nicht in dem Spiegel wieder erkannten, den ihnen ihr größter Geist entgegenhielt, da der Spiegel schon Dinge sah, für die die neuen Augen erst geschaffen werden mußten. Aber aus dem Jahre 1846 wurde ganz von selber das 20. Jahrhundert und aus dem kleinen Kopenhagen das Riesenpublikum Europas, und diese beiden gigantischen Erscheinungen gibt der kleine Dänenspiegel heute wieder, als wäre sein Bild das Ideal gewesen, das die Entwicklung und der Fortschritt, immer strebend sich bemühend, erreichen wollten.

. . . Dostojewski war ja bekanntlich des Glaubens, daß die westeuropäischen Völker vollständig dem Judentum verfallen seien. Und die Entwicklung hat ihn nicht etwa Lügen gestraft, im Gegenteil; er sah vielleicht noch grau, wo doch schon schwarz war, und sein eigenes Volk wird wohl demselben Schicksal entgegengehen. Das ist nicht einmal eine Anklage gegen das Judentum — man suche die Schuld nur immer zuerst im eigenen Haus — wohl aber eine Anklage gegen die westeuropäischen Völker. Denn wenn sie für jüdisches Geld sich dem jüdischen Geist verkauft und diesen durch die unbestechliche Gerechtigkeit des Daseins als Zugabe bekommen haben, so war das ja nicht ein Unglücksfall, der ihnen von ungefähr nach mechanischen Gesetzen zustieß, sondern eine Handlung, die im Reich der Freiheit und unter Verantwortung geschah. Sie wollen von der Ewigkeit nichts mehr wissen, alle Ethik soll in der Zeit und in der Sorge für die nächste Generation beschlossen, soll „biologisch" sein. Gut, aber glauben sie wirklich, das was sie getan haben und tun, heiße in Wahrheit für Kinder und Kindeskinder sorgen? Kurzsichtige Narren das! Aber auch hier gilt: jetzt ist es zu spät. Die Rettung des Einzelnen kann nur unter religiösen Voraussetzungen geschehen; nur so kann er zu neuer Unmittelbarkeit kommen, ohne die das Leben doch nur eine Farce ist.

PREIS BROSCHIERT Mk. 2.50 (Kr. 3.—).

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO: SCHRIFTEN

KARL RÖCK IM „BRENNER": Dallagos ureigenstes Philosophieren geht jenen selteneren Weg, den lebendige Philosophie immer auch noch zu gehen tief innerlich sich sehnt; einen heute gleichsam winterlich verschneiten Weg, den unmittelbar tatmäßigen, in einem hoheitsvollen Sinne praktischen: den Weg der leibhaftigsten Selbstauswirkung, der befreienden Entfaltung reiner und voller Menschennatur . . . Sein Tun scheint mir dem Tun jener Neuerer vergleichbar, welche die plastische Darstellung des Menschen aus jener hieratischen Gebundenheit und karyatidenhaften Unterordnung unter die Architektur der Tempel emanzipierten und damit erst eine selbständige Plastik schufen; jene Plastik, welche den Menschen erst in seiner natürlichen freien Leibhaftigkeit zeigt. Denn am meisten die Machtgenossenschaften der Menschen haben von jeher den Einzelnen und die volle Menschennatur wie eine Karyatide behandelt, die vor allem ihre Gebäude tragen und stützen helfen solle.

* * *

PHILISTER. ESSAY. Preis brosch. M. 1.40 (K 1.60).

OTTO WEININGER UND SEIN WERK. STUDIE. Preis brosch. M. 1.60 (K 2.—).

UEBER EINE SCHRIFT „SÖREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT". Preis brosch. M. 2.— (K 2.40).

DIE BÖSE SIEBEN. ESSAYS. (Der Philister gegen Nietzsche / Siderische Geburt / Die Seele des fernen Ostens / Verfall / Laotse und ich / Wie wir leben / Menschendämmerung / Nachwort).
Preis brosch. M. 6.— (K 7.20), geb. M. 8.— (K 9.60).

Demnächst erscheint:

DER CHRIST KIERKEGAARDS. STUDIE.

In Vorbereitung (nach Abschluß der Veröffentlichung im Brenner):

DER GROSSE UNWISSENDE. Erster Teil: Eine Lebensführung (Familie / Wachstum / Waldgänge / Wintertage / Das Kind / Sommerlust / Die beiden Mütter / Das große Vielleicht / Wege des Vergehens / Die Rasse der Menschen). — Zweiter Teil: Versuch einer Wiederherstellung des Menschen. (Weltkrieg und Zivilisation / Die Geburt des Religiösen / Religion und Kirchentum / Eröffnungen / Wider Hanswurst / Das Christliche und das Soziale / Weltbildung und Sündenfall / Thron und Altar / Die Gefangennahme der Liebe / Augustinus, Pascal und Kierkegaard / Der Anschluß als religiöses Erlebnis).

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO: Karl Kraus, der Mensch / LUDWIG FICKER: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / KARL BORROMÄUS HEINRICH: Karl Kraus als Erzieher / Mit einer Zeichnung von MAX ESTERLE.

Diese Studien beanspruchen nicht ein erschöpfendes Bild des Mannes zu geben, dessen Bedeutung sie gewidmet sind. Immerhin glauben die Verfasser, wesentliche Züge seiner menschlichen, geistigen und künstlerischen Physiognomie erfaßt und mit lauterem Bemühen so dargestellt zu haben, daß der Umriß der Gesamterscheinung deutlich werden dürfte. Sollte darüber hinaus auch noch der Eindruck einer Einheitlichkeit entstehen, der den hier vereinigten Bekenntnissen einen ernst zu nehmenden, wenn auch bescheidenen Anteil an der geistigen Bewegung der Zeit zumißt, so hat diese Darbietung vollends ihren Sinn erfüllt, nämlich: Licht und Sicherung zu bringen in das Chaos von Haß und Verehrung, das finster schwankend die Gestalt des größten, des einzigen Satirikers unserer Tage heute noch umgibt.

RUNDFRAGE ÜBER KARL KRAUS

Die Rundfrage über Karl Kraus enthält Antworten von:

ELSE LASKER-SCHÜLER, RICHARD DEHMEL, FRANK WEDEKIND, THOMAS MANN, PETER ALTENBERG, GEORG TRAKL, ADOLF LOOS, OTTO STOESSL, S. FRIEDLÄNDER, PETER BAUM, KARL BORR. HEINRICH, KARL HAUER, ROBERT SCHEU, ALBERT EHRENSTEIN, J. LANZ VON LIEBENFELS, HERMANN WAGNER, HERMANN BROCH, ALFRED MOMBERT, THADDÄUS RITTNER, RICHARD SCHAUKAL, MARCEL RAY, WILLY HAAS, OTTO ROMMEL, FRANZ WERFEL, OSKAR KOKOSCHKA, STEFAN ZWEIG und ein Vor- und Nachwort des Herausgebers LUDWIG FICKER.

PREIS BROSCH. JE Mk. 2.— (Kr. 2.40).

URTEILE UEBER DEN BRENNER AUS DER VORKRIEGSZEIT

J. V. Widmann im Berner „Bund": Seit kurzem geht uns aus Tirol eine Zeitschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner" führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Bergpaß, dessen uralte Straße Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. Im ganzen ist „Der Brenner" eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt . . .

Karl Kraus in der „Fackel": Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

„Frankfurter Zeitung": Es gibt einen Geist, es gibt einen Zeitgeist, der an verschiedenen Orten und verschiedenen Menschen dieselben Forderungen an die Seele stellt und dieselben Taten hervorruft. Denn was ist die Beschäftigung des „Brenner" in Innsbruck mit Kierkegaard anderes als die Wirkung, die die Berliner moderne Literatur von Dostojewski und Tolstoi, von Claudel und Francis Jammes empfangen hat. Und was ist dieser Kult anders als das Verlangen nach einer religiösen Macht. Es ist daher auch sehr interessant, daß jetzt, wo das Interesse unserer Generation sich auf Laotse ausdehnt, wiederum, sicher ganz unabhängig von Deutschland im „Brenner" eine neue Deutung des Werkes von Laotse als erstaunliches Zeichen dessen erscheint, daß sich die scheinbar so wirre Entwicklung der deutschen Literatur doch nach irgendwelchen geheimen Gesetzen gleichmäßig vollzieht.

„Pester Lloyd". Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. Der „Brenner" ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

„Der Bund" (Bern): So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner" zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft . . .

„La Voce" (Florenz): Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner" per sapere che cosa sia vivo nell'Austria intellettuale d'oggi.

„The Nation" (Newyork): *The literary life of Austria* ... Recently Innsbruck has come in for its share of literary activity as the home of a new magazine and a publishing house, Der Brenner and Brenner-Verlag, which attract independents and secessionists from varions standards, yet preserve a wholesome reverence for the masters of the past. (Folgt Besprechung der Brenner-Schriften.)